

kupferblau

campusmagazin tübingen



**Hochschulpolitisches
Mandat für Tübinger
Studierende**

**Studieren und
Glauben: Religion
im Unialltag**

**Günstige
Alternativen zu
Supermarkt & Co.**



Web on – Hirn off

Wie das Internet den Unialltag verändert



Piadina e Pasta

NEUSTADTGASSE 11, TÜBINGEN
FACEBOOK.COM/PIADINAEPASTA

ORIGINAL ITALIENISCHE PIADINA & PASTA TO GO

Piadina e Pasta

DAS Bistro mit Tradition
in der Tübinger Altstadt.

Kommen Sie vorbei und
besuchen Sie uns, wir freuen
uns auf Sie!

Portion
Pasta ab
3,50

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen,

Das Thermometer zeigt 36°C, es ist bisher der heißeste Tag des Jahres. Doch während die meisten Studierenden jetzt einen Gang herunterschalten oder im Freibad untertauchen, laufen im Redaktionsbüro der Kupferblau die Layout-Laptops heiß. Zum Glück weht der erfrischende Wind der Veränderung durch die Kupferblau Redaktion: Wir sind jetzt eine Zeitschrift.

Eigentlich hat die *Kupferblau* schon immer Magazin-Charakter – daher auch der Titel „Unimagazin“. Aber weil wir uns als Magazin zwischen offizieller Uni-Seite und Studierendenvertretung begreifen, ändert sich auch diese Bezeichnung. Die Kupferblau ist nun ein Campusmagazin – eine Zeitschrift für alle, die in Tübingen etwas mit der Universität zu tun haben.

Und last but not least gibt es mal wieder einen Wechsel in der Chefredaktion: Der Sister-Act Hannah und Isabel Kommol verabschiedet sich nach drei Semestern. Neu dabei in der Chefredaktion sind Anna Nisch und Pia Rox, die zusammen mit dem alten Hasen Hannah Steinhoff dieses Semester die Kupferblau schmeißen.

In diesem Sommer geht das große hochschulpolitische Projekt der letzten Jahre in die nächste Phase: Am 9. und 10. Juli soll entschieden werden, wie die Verfasste Studierendenschaft in Zukunft strukturiert ist. Zwei Modelle stehen zur Wahl: Das Studierendenparlament und der Studierendenrat. Alle wichtigen Infos haben wir für euch auf Seite 10 zusammengetragen.

Auch die kleinen Studierenden sind dieses Semester wieder am Start: Sieben bis Zwölfjährige drücken an sechs Abenden im Semester nicht die Schul-, sondern die Hörsaalbank. Wir geben euch auf Seite 18 einen kleinen Einblick in die Welt der Kinder-Uni.

Auf Seite 43 nehmen wir euch mit auf eine kleine Zeitreise. Mitten auf unserem Campus, direkt hinter der Mensa Wilhelmstraße, gibt es einen Ort, der von einer vergangenen Welt erzählt: das Sauriermuseum. Neben Skeletten und Fossilien gibt es dort noch einiges mehr zu entdecken.

Viel Spaß beim Lesen unserer neuen Kupferblau wünschen euch

Anna Nisch, Pia Rox & Hannah Steinhoff

Unterstützt durch:



Hardcover

- blanko • Gold/Silber Prägung
- Gold- oder Silberdruck
- farbigem Deckblattdruck
- uml. vollflächig bedruckt

Softcover

- mit Fäzelband • uml. bedruckt
- Spiralbindung • Broschüren**



- Digitaldruck • Posterdruck
- Bindungen • Broschüren
- Werbetechnik • Textildruck

Jetzt auch ONLINE bestellen
www.wiesingeronline.de

Copyshop in Tübingen

Wilhelmstraße 44
Telefon: 07071 - 55 07 52
tuebingen@wiesingermedia.de

Mo. - Fr. 9 - 19 Uhr
Sa. 10 - 15 Uhr

Preis Auskunft und Infos unter:
wiesinger@wiesingermedia.de
www.wiesingermedia.de

Inhalt



Politisches

Isabel Kommel: National Model United Nations – 21
Tübinger Studierende in New York City Seite 7

Anke Kumbier: Der Countdown läuft – Die Wahlen zur
Verfassten Studierendenschaft stehen an Seite 8

Foto: NMUN NY

Unileben

Marina Schulz: Sweet 17 – Was es bedeutet, noch nicht volljährig
zu sein und zu studieren Seite 11

Anna Nisch: Mit Kind und Collegeblock – Eine Tübinger Studen-
tin zwischen Familie und Medienwissenschaft Seite 12

Alexander Link: Digital Flirt – Über den neuen Trend der Spot-
ted-Seiten Seite 14

Veronika Wulf: Bei den Fremden da oben – Von den Unterschie-
den zwischen den Unis Berg und Tal Seite 15

Ann-Kathrin Knapfer & Ines Pfister: Wieso, weshalb,
warum? Die Kinder-Uni erklärt Schülern die Welt der Wissen-
schaft..... Seite 16

Anna Oswald: Papierpilz – Kreatives Prärecycling an der Uni
Tübingen Seite 17

Hannah Steinhoff: Ernährung – Ein Student berichtet über seine
vegane Lebensweise und: Wolfgang Hospach, Leiter der Hoch-
schulgastronomie, im Interview.....Seite 18

Lisa Wazulin: Günstig durch Tübingen – Alternativen zu Super-
markt & Co. Seite 20

Foto: Veronika Wulf



Dossier

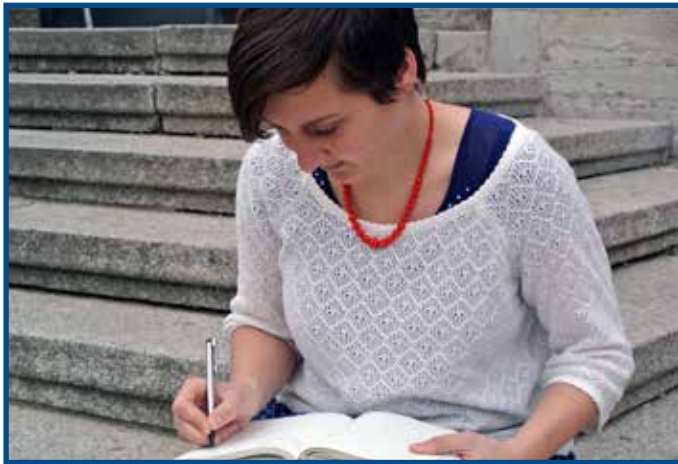
Ines Pfister & Stephanie Rumesz: Laptop, Tablet oder
doch Papier und Stift – Wie das Internet die Hörsäle
verändert Seite 24

Lisa Wazulin & Veronika Wulf: Internet an der Uni –
zwei Professoren, zwei Meinungen Seite 26

Lea Knopf: Selbstversuch – Eine Woche ohne Internet
..... Seite 27

Lisa Wazulin & Veronika Wulf: Hotspot Uni – Wie das
Netzwerk auf dem Campus funktioniert Seite 28

Foto: Veronika Wulf



Kultur

Anke Kumbier: Kunst in 7 Minuten – Die erfolgreiche Poetry Slammerin Kathi Mock Seite 31

Pia Rox: Es gibt nur eine Wahrheit – Ein Porträt über eine Studentin und ihren christlichen Glauben ... Seite 32

Aygul Rakhimkulova: Das neue Haus – Eine Band aus Tübingen Seite 34

Foto: Anke Kumbier

Wissenschaft

Kera Cook: Vergessen und vergessen werden – Eine Erinnerung an das Leben von Walter Jens Seite 37

Alexander Link: Tübingen als Experiment – Was Werbe- und Konsumforschung aus einer Stadt wie Tübingen lernen könnte Seite 38

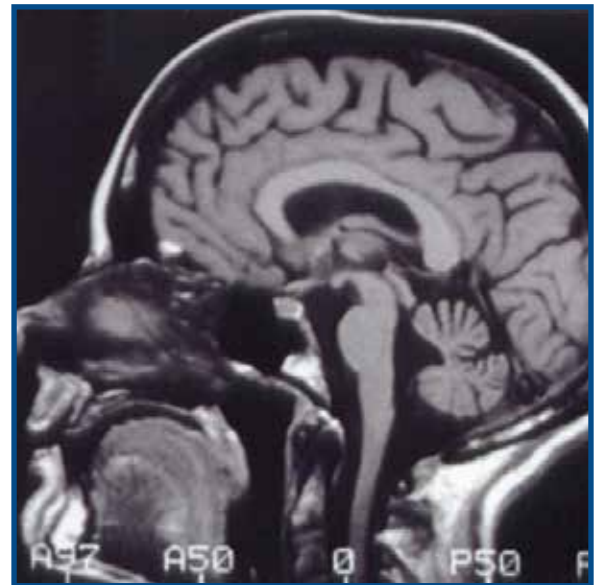
Ewa Paprotny: Der Mann mit der Lizenz zum Schreiben – Eine ungewöhnliche Abschlussarbeit Seite 39

Christopher Glück: Waisenkinder der Medizin – Das Zentrum für Seltene Erkrankungen forscht seit 2010 in Tübingen Seite 40

Charlotte Hütten: Ein bärenstarkes Team – Tübinger Studierende verarzten Kuscheltiere Seite 41

Patrick Sorg: Zeugnisse aus einer fremden Welt – Ein Rundgang durch das Paläontologische Museum Seite 42

Foto: ZSE Tübingen



Alte Bekannte

Editorial Seite 3



Studentenjobs Seite 21



Auf eine Tasse Kaffee mit Seite 29



Auslandsreport Seite 35

Impressum Seite 42

Foto: Isabell Wutz

Politisches

**National Model United Nations — 21 Tübinger Studierende
in New York City**

Isabel Kommol

**Der Countdown läuft — Die Wahlen zur Verfassten
Studierendenschaft stehen an**

Anke Kumbier



You are the Future

21 Tübinger Studierende in New York City

Nach halbjähriger Vorbereitung vertreten die Tübinger Studierenden im März 2013 das Land Australien bei National Model United Nations – der weltgrößten Simulation der Vereinten Nationen. Die fünftägige Konferenz versammelt circa 5000 Studierende aus aller Welt in New York City. Ein Erfahrungsbericht.

von Isabel Kommol

Sonntag, 17. März

„You are the future!“ Mit diesen Worten begrüßt uns der Portier des Sheraton Times Square Hotels in Midtown Manhattan. Es ist Tag eins von National Model United Nations (NMUN) New York 2013 und damit Anreise- und Eröffnungstag. Wie die Heuschrecken fallen Studierende aus aller Welt im Hotel ein. In der Lobby ist bald kaum ein Durchkommen möglich. Angesichts des großen Andrangs verlässt so manch normaler Gast mit sorgenvollem Blick fluchtartig die Lobby. Im „Tower“ des Hotels sind die Aufzüge dem Ansturm nicht gewachsen.

Bereits nach zehn Minuten machen wir Bekanntschaft mit Studierenden aus dem Irak. Neben arabischen und spanischen, sind auch japanische Sprachfetzen zu vernehmen. Dass man sich mit Betreten des Hotels an die vorgegebene Konferenzsprache – Englisch – zu halten hat, gerät bei der Aufregung der ersten Eindrücke in Vergessenheit. Zu den bei NMUN nachgestellten 19 Komitees gehören unter anderem der Sicherheitsrat und UNICEF. Als Australische Delegation sind wir in elf dieser Komitees vertreten, deren Größe von etwa 30 bis zu 400 Leuten variiert.

Die Eröffnungsfeier beginnt und nach mehreren Reden setzt der Generalsekretär zum entscheidenden Satz an: „I declare NMUN New York 2013 open!“ Endlich geht es los! In den Komitees sind alle gespannt auf die Ideen der anderen Delegierten. Einige sind in ihrem Verhandlungseifer nicht zu bremsen. Nach Ende der ersten „Committee Session“ geben

wir uns um 23 Uhr auf die Suche nach einem „Abendessen“.

Montag, 18. März

Die freie Zeit zwischen den Verhandlungen nutzen wir für Strategiebesprechungen bei Starbucks oder ein gemeinsames Mittagessen mit koreanischen und kanadischen Studierenden, die „Spanien“ und „China“ vertreten. Um dem Transportchaos an den Aufzügen zu entgehen, haben die findigeren Studierenden kurzerhand die Feuerstreppe zweckentfremdet. In den Komitees läuft derweil alles nach Plan.

Dienstag, 19. März

Um 8 Uhr morgens sitzen wir im Konferenzsaal und arbeiten am Text unserer „Resolution-to-be“. In einer Stunde beginnen die „Committee Session“ des berühmten-berüchtigten „Melt Down Tuesday“. Der längste Tag der Konferenz trägt nicht umsonst diesen Beinamen. Bis 22.30 Uhr jagt eine Verhandlungsrunde die nächste. Selbst die äußerst taffe „Madame Director“ in der Internationalen Atomenergie-Organisation fühlt sich heute bemüht uns zu erinnern, das Essen und Trinken nicht

zu vergessen. Auf den Rettungswagen für dehydrierte Delegierte möchte man dieses Jahr verzichten.

Mittwoch, 20. März

Mit jedem Konferenztag sehen viele Gesichter müder aus. Nochmals wird über die Israelische Siedlungspolitik, Menschenhandel, Nahrungsmittelsicherheit, den Kampf gegen den illegalen Waffenhandel oder den verbesserten Zugang zu Bildung verhandelt. Die letzte Möglichkeit die Resolutionstexte zu ändern, lässt doch noch Hektik aufkommen. Die Abstimmungen ziehen sich teils bis zum Abend.

Donnerstag, 21. März

Nach mehreren Tagen in den Konferenzsälen des Hotels dürfen wir endlich in das Herzstück der Vereinten Nationen – krönender Abschluss ist die „Closing Ceremony“ in der Halle der Generalversammlung. Als letzte Amtshandlungen vertragen die studentischen Delegierten die Konferenz auf nächstes Jahr. Bevor abends die Abschlussparty im „Terminal 5“ auf dem Programm steht, lassen wir die Konferenz in einem australischen Restaurant ausklingen.

Die vergangenen Tage waren spannend, bereichernd, zuweilen hektisch und niemals langweilig. Sie hielten von hitzigen Diskussionen über nette Bekanntschaften und unauffindbaren Delegierten bis zu erfolgreichen Abstimmungen vieles bereit. Auf die nächste Delegierten-Generation wartet 2014 eine abwechslungsreiche Zeit.



Abstimmungstafel | Fotos: NMUN NY

Der Countdown läuft

Am 9. und 10. Juli ist es so weit:
Die Wahlen zur Verfassten Studierendenschaft stehen an

Nur noch wenige Tage bis zur Entscheidung! Die Studierenden bekommen endlich wieder ein Hochschulpolitisches Mandat. Seit den 70er Jahren war es dem AstA verboten, sich in hochschulpolitische Angelegenheiten zu mischen. Dies wird sich nun ändern! Die rot-grüne Landesregierung hat die Einführung einer Verfassten Studierendenschaft beschlossen. Hier in Tübingen stehen zwei unterschiedliche Modelle zur Wahl – die wichtigsten Informationen im Überblick.

von Anke Kumbier

Modell 1: Das Studierendenparlament

unterstützt von den Jusos, dem RCDS, der LHG und den Piraten

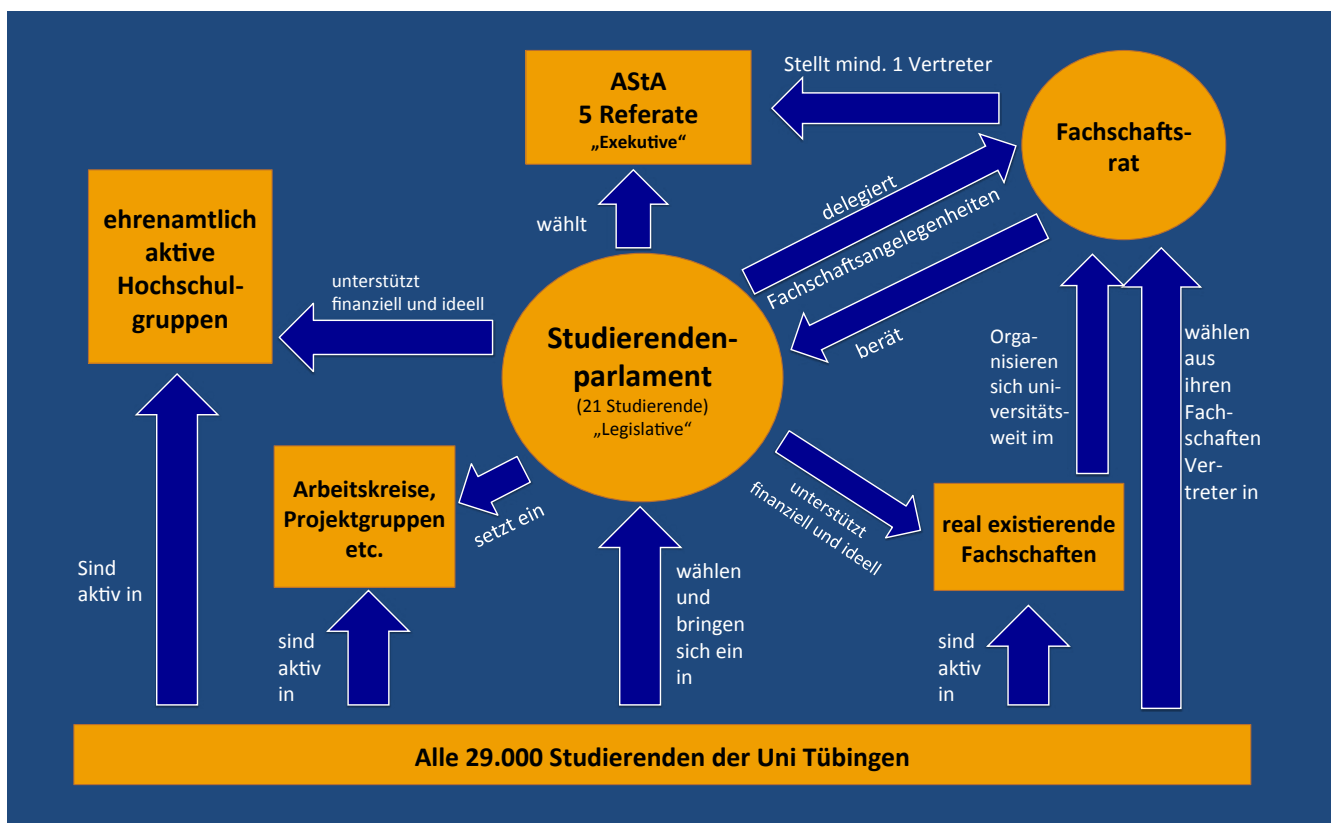
Das Studierendenparlament setzt auf demokratische Strukturen und möchte sich von der Basis durch Wahlen legitimieren wissen.

Die Hochschulparteien stellen Listen auf, ähnlich wie bei einer Gemeinderatswahl. Jeder hat die Möglichkeit eine eigene Liste aufzustellen. Im Moment besteht der AstA aus 15 Personen. Das zukünftige Parlament hingegen wird 21 Plätze umfassen. Jeder Studierende, der ein Anliegen hat, darf vorsprechen, und seine Ideen und Forderungen einreichen. Diese müssen vom Parlament angehört und bearbeitet werden. Somit

hat also jeder Studierende Vorschlags-, Rede und Antragsrecht, anschließend stimmt das Parlament darüber ab. Wird ein Antrag angenommen, kann dessen Ausführung an Arbeitsgruppen delegiert werden. Die Fachschaften sind im Fachschaftsrat vertreten und haben eine beratende Funktion gegenüber dem Parlament. Falls eine grundlegende Satzungsänderung ansteht, wird eine Ur-Abstimmung mit der gesamten Studierendenschaft durchgeführt.

„Das Studierendenparlament ist auf jeden Fall von der Basis legitimiert und gibt den Studierenden wieder

eine politische Stimme“, sagt Lukas Kurz, Koordinator der Hochschulgruppen Baden-Württemberg und Mitglied des Tübinger Uni Senats, „verkrustete Strukturen, die sich im Laufe der Jahre herausgebildet haben, können nun aufgelockert werden.“ Er führt weiter aus, dass die wichtigste Errungenschaft der Verfassten Studierendenschaft und eines Studierendenparlaments darin liegt, dass die Studierenden bei politischen Angelegenheiten wieder gehört werden müssen und damit Lobbyarbeit in eigener Sache betreiben können.



Wahlen am 9. und 10. Juli

Bei den Wahlen am 9. und 10. Juli stehen gleich vier wichtige Themen an: Neben der Abstimmung über die beiden vorgeschlagenen Modelle zur Verfassten Studierendenschaft wird entschieden, wer die Studierenden im Senat, im Fakultätsrat und im AstA vertritt.

Bei der Wahl des AstA gibt es eine Besonderheit: Der Allgemeine Studierenden Ausschuss wird zum letzten Mal gewählt. Er bleibt nur drei Monate, von Oktober bis Dezember 2013, im Amt. Ab 1. Januar 2014 tritt dann die von der Studierendenschaft gewählte Verfassung in Kraft.

Johannes Lutz vom AstA erklärt: „Im Namen aller im AstA vertretenen Gruppen bitte ich euch, an der Abstimmung teilzunehmen. Jede abgegebene Stimme ist eine Stärkung für die künftige Studierendenvertretung.“

Wo wird gewählt?

Kupferbau: katholische, evangelische und islamische Theologie, Jura, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Geowissenschaften und Psychologie

Brechtbau: Die gesamte Philosophische Fakultät

Mensa Morgenstelle: Mathematik und Naturwissenschaften

Neuklinikum Schnarrenberg: Medizin

Die Wahllokale sind von 9-17 Uhr geöffnet. Um zu wählen, benötigt man einen gültigen Studierendenausweis.

Es kann Briefwahl beantragt werden.

Modell 2: Der Studierendenrat

unterstützt von der Fachaftenvollversammlung (FSVV) und der Grünen Hochschulgruppe

Dieser Vorschlag versucht, die gewachsenen Strukturen in ein rechtsgültiges System zu übertragen.

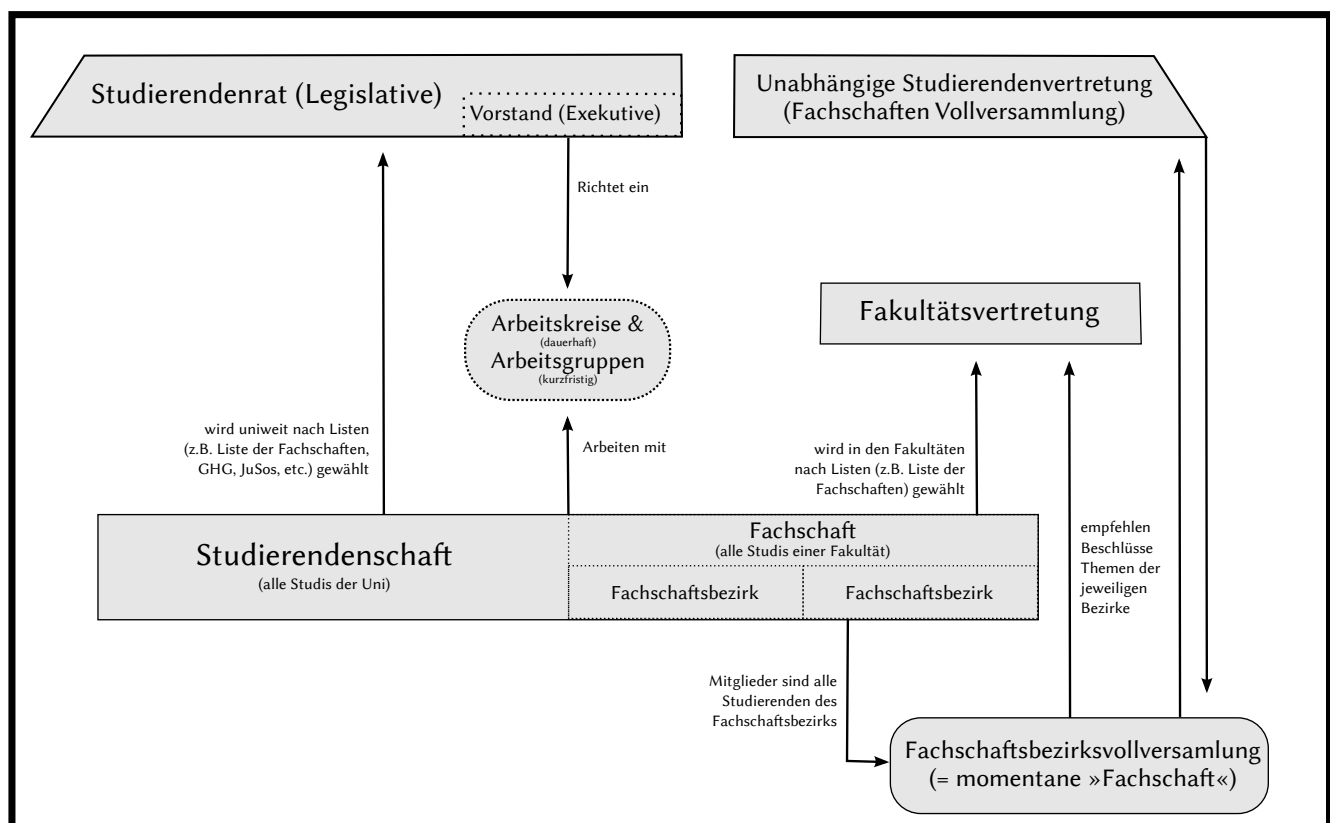
Im nun vorgelegten Modell der Fachaftenvollversammlung sind 21 Personen im Studierendenrat, 17 von ihnen werden durch Listenwahlen gewählt, hinzu kommen wie bisher vier studentische Senatsmitglieder. Diese werden ebenfalls direkt von den Studierenden gewählt. Die Entscheidungsmacht liegt beim Studierendenrat, dieser darf über Vorschläge abstimmen. Hinzukommen zwei Vorsitzende und ein Finanzreferent, welche vom Studierendenrat gewählt werden.

Ihre Aufgabe ist es, Arbeitskreise einzurichten und die Arbeit auf vielen Schultern zu verteilen. Daher soll es auch keine bezahlten Referatsstellen geben, anders als beim Studierendenparlament. Zu bestimmten Themen kann es Ur-Abstimmungen geben, deren Beschlüsse bindend sind, wenn ein Quorum von 10% erfüllt wird.

Die bisherigen Fachaftenvollversammlungen bleiben als Fachaftensbezirke erhalten. Deren Beschlüsse müssen im Rahmen des Hochschulrechts von der Fakultätsvertretung abgesegnet werden. Gleichzeitig entsenden die Fachaftensbezirke

Delegierte in die FSVV, die als unabhängige Studierendenvertretung bestehen bleibt und wie auch die hochschulpolitischen Gruppen zu den StuRa-Wahlen antreten kann. Auch im Studierendenrat sind alle Studierenden antrags- und redeberechtigt.

„An Hochschulen gibt es keine rein parteipolitischen Interessen, sondern das Interesse der Studierenden muss im Vordergrund stehen“, sagt Carolin Arnold, Mitglied in der FSVV. Die FSVV und beratende Gremien, wie die Bezirksvollversammlungen sind in der Satzung berücksichtigt.



Unileben

Sweet 17 — Was es bedeutet, noch nicht volljährig zu sein und zu studieren
Marina Schulz

Mit Kind und Collegeblock — Eine Tübinger Studentin zwischen Familie und Medienwissenschaft
Anna Nisch

Digital Flirt — Über den neuen Trend der Spotted-Seiten
Alexander Link

Bei den Fremden da oben — Von den Unterschieden zwischen den Unis Berg und Tal
Veronika Wulf

Wieso, weshalb, warum? Die Kinder-Uni erklärt Schülern die Welt der Wissenschaft
Ann-Kathrin Knupfer & Ines Pfister

Papierpilz — Kreatives Prärecycling an der Uni Tübingen
Anna Oswald

Studentenfutter — Ein Student berichtet über seine vegane Lebensweise und: Wolfgang Hospach, Leiter der Hochschulgastronomie, im Interview
Hannah Steinhoff

Günstig durch Tübingen — Alternativen zu Supermarkt & Co.
Lisa Wazulin

Sweet 17

Was es für Studierende bedeutet, noch nicht volljährig zu sein und zu studieren

„Mama, unterschreibst du für mich?“ Die meisten von uns können sich kaum erinnern, wann sie diesen Satz zum letzten Mal gebraucht haben. Doch für drei Studierende aus Tübingen gehört das zum Alltag.

von Marina Schulz

Studieren mit 17 – Was bisher nur wenige Überflieger betraf, wird aufgrund von G8 zur Normalität. Bewerben, Immatrikulieren, Ausziehen – alles Dinge, die zum Studieren wie selbstverständlich dazu gehören und alles Dinge, die eine Unterschrift erfordern. Dabei ist uns gar nicht bewusst, wie schnell diese Kleinigkeit zu einem Hindernis werden kann.

Rohana ist 18 und studiert im zweiten Semester Chemie. Als sie mit 17 Jahren das Abitur machte, stand für sie bereits fest, dass sie sofort ihr Studium beginnen wollte. „Ich wusste schon seit der 8. Klasse, dass ich Chemie studieren möchte. Wieso sollte ich noch Zeit verschwenden?“. Das war allerdings nur möglich, weil ihre Eltern einverstanden waren, denn bereits bei der Bewerbung mussten sie ihre Einwilligung geben.

Mit der Immatrikulation ist die erste Hürde genommen, doch es folgen weitere: Mietvertrag unterzeichnen, Strom beziehen, einen Telefonanschluss bekommen, ein Konto eröffnen, eine Versicherung abschließen. Für all dies ist die Unterschrift der Eltern notwendig. „Seit ich 18 bin, unterschreibe ich selbst, ohne darüber nachzudenken. Doch vorher war das nicht so einfach. Ich musste jedes Mal einen Stapel Papier nach Hause tragen. Zum Glück wohnen meine Eltern nicht weit weg“, erzählt Rohana.

Hüttenwochenende & WG – nicht ohne Mamas Okay

Rohana kennt die Probleme, die bei der WG-Suche auftauchen können. Die Besichtigung lief vielversprechend, man verstand sich gut, die Stimmung war locker, bis man auf ihr Alter zu sprechen kam. „Ich bin 17“, sagte sie und das Gespräch stockte. Nach einem kurzen Moment hatte sich ihr Gegenüber

wieder gefangen, doch die Absage ließ nicht lang auf sich warten: „Wir fanden dich wirklich nett, aber leider bist du zu jung.“ Am Ende bekam sie ein Zimmer im Wohnheim, hier wurde sie aufgrund ihres Alters sogar bevorzugt behandelt. Den Altersunterschied zwischen ihr und ihren Kommilitonen bemerkt Rohana kaum. Sie war schon in der Schule immer die Jüngste. Verwunderung und Staunen sind die häufigsten Reaktionen, wenn sie ihr Alter verrät. „Die meisten denken ich hätte eine Klasse übersprungen, oder fragen, ob mich das Studium überfordert, aber ich habe nie Bedenken aufgrund des Alters gehabt. Ich habe mich bereit gefühlt.“ Viele finden es selbstverständlich, dass



Jetzt müssen nur noch deine Eltern unterschreiben | Foto: Florian Schulz

Studierende schon älter als 18 sind, schließlich sind sie nicht mehr auf der Schule.

Auch Martin hat diese Erfahrungen gemacht. Er wurde schon mit vier Jahren eingeschult – dementsprechend früh war er mit der Schule fertig. Heute ist er 19 und studiert im dritten Semester Medizin. Zu Beginn seines Studiums stieß auch er auf unerwartete Hindernisse.

Für die Teilnahme am Hütten-Wochenende musste er seine Eltern um Erlaubnis bitten. „Ganz schön bitter“, erinnert er sich. Rohana durfte trotz des Einverständnisses ihrer Eltern gar nicht erst mit, die Verantwortung war der Fachschaft zu groß.

Andrang der 17-Jährigen hält sich in Grenzen

Der Ansturm junger Studierender auf die Uni Tübingen blieb bisher aus. „Seit dem Wintersemester 2012/13 haben sich drei Studierende an der Universität Tübingen eingeschrieben, die noch minderjährig sind“, kommentiert die Pressereferentin der Universität Tübingen, Antje Karbe. Deshalb habe die Universität momentan noch keine besonderen Betreuungsprogramme oder Beratungsstellen eingerichtet. Jedoch falle auf, dass Eltern sich zunehmend stärker für die Studienorganisation ihrer Kinder interessieren und diese auch zu Terminen der Studienberatung begleiteten. Rohana empfindet ihren frühen Studienbeginn als Gewinn. Wenn sie ihr Studium in Regelstudienzeit beendet, hat sie aufgrund ihres Alters einen Vorteil auf dem Arbeitsmarkt. Falls ihr das Studium nicht gefällt und sie noch einmal das Fach wechselt, ist sie beim Bachelor kaum älter als ihre Kommilitonen.

Martin beurteilt den Studienbeginn mit 17 eher positiv, sieht aber noch Handlungsbedarf seitens der Hochschulen und der Politik. Das System sei noch nicht ausgereift. Wenn Abitur „Hochschulreife“ bedeute, dann müsse den Absolventen auch eine gewisse Reife und Selbstständigkeit zugetraut werden. Nach der Schule müsse man die Möglichkeit haben, diese Reife unter Beweis zu stellen. Momentan klaffe eine Lücke zwischen dem geforderten schnellen Abschluss und dem Spielraum, der den Jugendlichen eingeräumt werde, um diese Ausbildung auch nutzen zu können.



Mit Kind und Collegeblock

Eine Tübinger Studentin zwischen Familie und Medienwissenschaft

Studium und Familie unter einen Hut zu bringen ist nicht leicht – vor allem, wenn drei kleine Kinder die volle Aufmerksamkeit von Mama und Papa verlangen. Stundenplan und Kinderbetreuung können dabei so manches Mal miteinander in Konflikt treten. Eine Tübinger Studentin stellt sich dieser Herausforderung und will auf das Studium nicht verzichten.

von Anna Nisch

Ein großes, helles Wohnzimmer in einem Haus auf dem Land in Biringen, Kreis Rottenburg. Neben einer Lego-Landschaft mit vielen bunten Steinchen, liegt, auf dem Teppichboden ausgebreitet, eine viereckige weiße Matte. Mit großen Buntstiften bearbeitet die vierjährige Sarah die große Malfläche, bis vor lauter Blau fast gar kein Weiß mehr zu sehen ist. Dabei lacht sie, drückt den Stift immer wieder auf verschiedenste Weise auf die blanke Unterlage. Unterdessen toben ihre zwei Jahre jüngeren Schwestern, die Zwillinge Laura und Anna, auf der Couch und kichern dabei ununterbrochen. Während die eine kurz zur Ruhe kommt, neugierig aus dem Fenster schaut und sich dabei an der Lehne der Couch festhält, trippelt die andere zum linken Ende der Couch und greift nach einem Buch aus dem Regal – die kleine Raupe Nimmersatt.

„Das Buch mögen sie besonders gern. Wir haben gleich zwei Exemplare

davon“, sagt Lydia, die heute ihren hochschulfreien Tag hat. Lydia ist 32, verheiratet und die Mutter der drei blonden Mädchen. Ihr Mann ist selbstständig. Vor knapp einem Jahr hat Lydia sich nochmals dazu entschlossen, für ein paar Tage unter der Woche die Windeln gegen Block und Stift zu tauschen. Sie studiert Medienwissenschaft und Sinologie an der Universität Tübingen. Im Jahr 1999 hat sie bereits ein Publizistikstudium in Wien begonnen, dies aber nicht beendet. „Da kam die Familie dazwischen“, schmunzelt sie, während die kleine Anna auf ihren Schoß gehopst ist. „Ich wollte dann aber nach der Geburt der Zwillinge recht bald wieder das Studium aufgreifen. Für mich ist dies eine Chance mich selbst karrieretechnisch zu verwirklichen und ein unverzichtbarer Ausgleich. Irgendwie fast schon Luxus!“

Unterstützung: Kinderfrau

Studium und Alltag müssen bei Lydia strikter geplant sein als bei kinderlosen Studierenden. Lydia und ihr Mann stimmen sich so gut aufeinander ab, wie es nur geht. Da ihr Mann selbstständig ist, ist es ihm oftmals möglich bei den Kindern zu sein, wenn Lydia an der Universität ist. „Als die Zwillinge noch ganz klein waren, hat er sogar schon Telefonkonferenzen gehalten, während er mit der anderen Hand den Kinderwagen hin- und herschaukelte“, erinnert sie sich. Aber trotz der guten Abstimmung des Ehepaares aufeinander, sind Haushalt und Kinderbeaufsichtigung kaum zu zweit zu bewältigen. An den vier Tagen, an denen Lydia in der Universität ist, steht der Familie eine Kinderfrau als Unterstützung zur



Verfügung. Dabei war die Suche nach einer passenden Tagesbetreuung kein einfaches Unterfangen.

Da Lydia außerhalb der Kernstadt Tübingens wohnt, kann sie ihre Kinder in keiner der Kindertagesstätten vor Ort unterbringen. „Das wäre natürlich praktisch, wenn ich die Mädchen direkt vor meinen Veranstaltungen in die KiTa bringen und sie auf dem Heimweg wieder mitnehmen könnte“, sagt die Studentin. „So mussten wir nach einer Kinderfrau suchen und waren sehr dankbar für die Hilfe des Eltern- und Tageselternvereins bei der Vermittlung. Wir haben eine Betreuung gefunden, die sich immer dann um die Kinder kümmert, wenn ich zur Uni muss – mit ihnen spielt, für sie kocht und so weiter.“ Der Eltern- und Tageselternverein, dessen Zuständigkeitsbereich Tübingen und den gesamten Landkreis umfasst, vermittelt Tagesmütter und Kinderfrauen an Familien und umgekehrt. Die Beratung ermöglicht es, die persönliche Situation der Familien genau zu berücksichtigen und eine passende Betreuungsperson für die jeweilige Familie zu finden.

Der Auslastung entgegenwirken

Frau Geist, die als Geschäftsführerin und Beraterin des Tübinger Vereins tätig ist, betont die Möglichkeiten, die der Verein bietet: „Wir haben inzwischen eine große Vermittlungskartei, in der etwa 150 Tagesmütter und etwa 50 Kinderfrauen registriert sind. Diese sind auch über uns qualifiziert.“ In einem Gespräch im Vorfeld wurden auch Lydia und ihr Mann ausführlich beraten, um eine Kinderbetreuung zu finden, die ihren Familiensituation am besten entspricht. Lydia ist ein Beispiel für die erfolgreiche Vermittlung: „Im vergangenen Jahr suchten 234 Familien mit 279 Kindern in Tübingen über uns nach Betreuungspersonen. Davon wurden 177 Kinder über den Verein vermittelt“, so Frau Geist. Aber nicht nur

die Vermittlung von Kinderfrauen und Tagesmüttern, sondern auch Beratung und Begleitung der Familien, sowie die Aus- und Fortbildung der Betreuerinnen gehören zu den Schwerpunkten, denen sich der Verein widmet. Vor allem auch Studierende, die ihr erstes Kind erwarten, können sich beim Verein unverbindlich über Betreuungsmöglichkeiten beraten lassen.

Eine Kindertagesstätte war für Lydia keine Option. Die unflexiblen Zeiten sind mit ihrem Stundenplan schwer zu vereinbaren. Eine Tagesmutter oder Kinderfrau hat den Vorteil auch ergänzend, zusätzlich zu Schule und Kindertagesstätte, eingesetzt werden zu können. Intensivere Lernphasen in Prüfungszeiträumen sind ebenfalls gut mit der Betreuungsform Kinder-Tagespflege zu vereinbaren. Dabei ist diese Form von Kinderbetreuung auch in Kostenfragen Einrichtungen gegenüber konkurrenzfähig: „Für Studentinnen und Studenten ist die Tagespflege größtenteils kostenfrei, da das Bruttoeinkommen der Studierenden meist die Grenze von 23.000 Euro nicht übersteigt“, sagt Frau Geist. Außerdem gewährt die Tagespflege Kinderbetreuung im familiären Rahmen. Die Betreuerin wird zur wichtigen Bezugsperson für das Kind.

Auch Lydias älteste Tochter erzählt ihr gern, was sie mit ihrer Kinderfrau gemacht hat, während die Mama an der Uni war. „Uns ist es wichtig, dass die Kinder sich mit ihr verstehen. Regelmäßig tauschen wir, mein Mann und ich, uns mit ihr aus. Wir sprechen über Probleme oder unsere Wünsche. Und auch sie kann sich uns mitteilen.“ Trotz des Aufwands, den es braucht, um Kinder und Studium unter einen Hut zu bringen, möchte Lydia das Studieren nicht missen. Nicht nur, dass sie sich selbst verwirklichen kann, auch ihre Kinder merken, dass die Mama viel ausgeglichener ist, seitdem sie wieder regelmäßig die Studienbank drückt. So macht auch das Rumtoben viel mehr Spaß!

| Fotos: Veronika Wulf



www.kuhn-copyshop.de

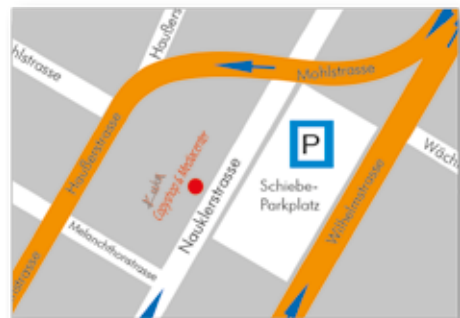
- Dissertationen, Diplomarbeiten, Masterarbeiten usw.
- Abzeichnungen
- Heftleinbindung
- Metall- und Plastikspiralbindung
- CAD und Posterdrucke auf
 - Künstlerleinwand • Korktafeln
 - Fahnenstoff
 - Backkittfolie
 - Bannermaterial
 - Photopapier
 - Normalpapier



- Stans bis zu einer Breite von 70,4 cm
- Großformatkopieren
- Personalisierung
- Einladungskarten
- Flyer
- Broschüren
- verschiedene Flyerherstellern z.B.
 - Z-fold, Wickelfalz, Einfachfalt, Doppelanfallfalt, Ahnfalt
- Laminieren
 - bis zu einer Breite von 70,4 cm
- T-Shirt Druck
 - Chromablast
 - Sublimation
 - Fine und Flock
- Hardcoverbindung mit Prägnanz
- Tassen Druck mit Sublimationstechnik
- Bierkrüge, Maßkrüge (perle Quattro, spinnmaschinen)
- Kalenderdruck und Bindung
- CD/DVD Vertikalfaltung (Stamada), Photorealischer Druck
- Schneidplatte (Fahnenplatte)



Kuhn
Copyshop & Mediacenter



Nauklerstr. 37A
0 70 71 - 56 80 71 6
info@kuhn-copyshop.de
Mo-Fr 09.00-19.00 Uhr
Sa 10.00-13.00 Uhr



Keine Aufpreise für PC-Benutzung!



www.kuhn-copyshop.de

Digital Flirt

über Kontaktanzeigen, *Spotted* und Verspotter

von Alexander Link

Ein Phänomen geht um in der Facebook-Welt. Es kursiert wie eine Grippe und verbreitet sich mit ähnlicher Geschwindigkeit. Seiten, die sich „spotted“ – zu Deutsch „entdeckt, bemerkt“ – taufen, entstehen in jeder größeren (Uni-) Stadt – auch in Tübingen.

Für die letzten Leute ohne Facebook eine Erklärung im Schnelldurchlauf: Eine schüchterne Person schreibt eine Nachricht an die Betreiber der Seite, sie habe den potenziellen Traumpartner beim Essen in der Mensa oder beim Schlafen im Brechtbau beobachtet und möchte diesen nun unbedingt treffen. Die Betreiber posten dann das versandte Gesuch anonym auf ihrer Seite. Mit Glück sieht der oder die Angebetete die Beschreibung, meldet sich auf den Eintrag, man kommt in Kontakt,

heiratet, bekommt fünf Kinder und kauft einen Hund namens „Bello“.

Die eigentliche Hilfe für Schüchterne zum Flirteinstieg hat sich jedoch schnell gewandelt: Die *Spotted*-Seiten nutzen viele als Plattform für Unsinn. Zwar sortieren die Betreiber die unseriösen Posts aus, doch ein Problem bleibt: Die Ansammlung von selbsternannten Komikern, Männerhelden und Neunmalklugen, die einfach alles kommentieren.

Natürlich sträuben sich bei der Rechtschreibung und den poetischen Versuchen gelegentlich die Nackenhaare. Aus „engagiert“ wird mal „angaschiert“ oder die „Frau mit dem Regenschirm“ zur Venus stilisiert. Ja, Goethe hätte beim Lesen vieler Einträge seine Faust geballt – Vieles ist lyrisch peinlich und birgt ein Riesenpotenzial zum Fremdschämen. Aber was wir auch

von Goethes Faust wissen: „Es irrt der Mensch, solange er strebt.“

Ein „Wäre cooler gewesen, hättest du sie/ihn mal direkt angesprochen“ wird den meisten Verfassern selbst klar gewesen sein. Dem sei erwidert: Der größte Anteil der klugen Sprüche kommt von den ganz männlichen Facebook-Freunden, die sich hinter ihrer digitalen Fassade sicher fühlen, ein paar Dreitagebart- und Bizeps-Bilder von sich publizieren und im Titelbild eine FC-Bayern-Gedächtnis-Kollage verewigen.

Immerhin gibt es inzwischen Seiten wie „Verspottet: Tübingen“. Dort kann sich jeder austoben, der ansonsten überflüssige Kommentare auf spotted verfasst hätte. Doch alle, die diese Alternative nicht nutzen wollen, mögen ab und an bedenken: Reden ist Silber, Schweigen...

Von Business keinen Plan?

Mit dem **GmbH-Führerschein** zur erfolgreichen Existenzgründung!



- **GmbH-Führerschein**
Wie Sie eine GmbH richtig gründen und führen
- **Existenzgründungsberatung**
Der erfolgreiche Start als Unternehmer
- **Die richtige Wahl der Rechtsform**
Unternehmensgründung allein oder mit Partnern
- **Besondere Branchenerfahrungen in den Bereichen**
Beratung, Engineering, IT, Kommunikation, Medien
- Mehr Info?
www.LSuM.de

Ihr Ansprechpartner:
Hans-Joachim Maluck, Steuerberater

LS&M

Steuerberatungsgesellschaft mbH

Konrad-Adenauer-Straße 9 · 72072 Tübingen · **Fon 07071 920 400** · info@LSuM.de



Bei den Fremden da oben

Von den zwei Unis in Tübingen und der unsichtbaren Grenze zwischen Berg und Tal

„Das Essen auf der Morgenstelle soll besser sein“, hört man oft von Geisteswissenschaftlern. Doch die wenigsten von ihnen waren schon einmal dort oben. Umgekehrt trifft man selten Naturwissenschaftler in der Wilhelmstraße. Hat die Uni durch die Auslagerung der Naturwissenschaften auf den Berg zwei Parallelwelten geschaffen? Ich wage mich als Geisteswissenschaftlerin in die Hemisphäre der Naturwissenschaftler.

von Veronika Wulf

„Tübingen hat keine Uni – Tübingen ist eine Uni.“ Diesen Spruch hat wohl jeder schon einmal gehört. Bei über 27.000 Studierenden ist es kein Wunder, dass man sie in der Stadt überall sieht. Aber ist Tübingen wirklich *eine* Uni? Nicht nur architektonisch liegen zwischen der Uni Berg und der Uni Tal Welten. Trotz starker Bemühungen, einen interdisziplinären Dialog der Fakultäten zu fördern, herrscht im Unialltag eine Kluft zwischen Naturwissenschafts- und Geisteswissenschaftsstudierenden – grob gesagt: zwischen Berg und Tal. Doch wie sieht diese Trennung aus? Ein neidvolles Aufeinanderblicken? Ein Gespinnst aus Vorurteilen? „Für mich ist die Uni Tübingen automatisch der Brechtbau und die Wilhelmstraße“, sagt eine Medienwissenschaftlerin. Und was ist mit den Naturwissenschaftlern oben auf dem Berg? Interessieren die sie nicht? „Ich habe eigentlich keine Meinung zu denen da oben“, meint sie. „Ich glaube auch, die sind in ihrer eigenen Welt und wollen mit den Geisteswissenschaftlern nichts zu tun haben“.

Ich bin ebenfalls ein Tal-Mensch. Und ich gebe ehrlich zu: Ich war noch nie oben auf der Morgenstelle. Nur einmal im ersten Semester bin ich vorbeigefahren, weil ich versehentlich in den falschen Bus gestiegen bin. Eines verregneten Donnerstags beschließe ich, den Berg zu erklimmen (mit dem Bus natürlich) und ein paar Vorurteile zu überprüfen. Sind die Gebäude wirklich alle hässlich? Schmeckt das Mensaessen so viel besser? Und interessieren sich die Naturwissenschaftler tatsächlich nicht für uns? Ein Student der Medizintechnik, der

mir über den Weg läuft, meint über die „Täler“: „Ich weiß gar nicht, was da unten so läuft. Da sind doch die Philosophen und so ein Zeug.“ Hm, das hört sich ähnlich an wie unten. Vielleicht sind wir ja doch nicht so verschieden. Klar, die Architektur ist eine andere. Oben ist vieles moderner, kastenförmiger. Aber hässlicher? Wer das sagt, hat wohl noch nie den Brechtbau gesehen. Und das Mensaessen? Meine Meinung: genau das gleiche Futter. Und ob ich jetzt aus Tellern esse (die in der Wilhelmstraße beim Salatbuffet übrigens die gleichen sind) oder aus „Gefängnisnapfen“ ist mir herzlich egal. Aber das ist wohl buchstäblich Geschmacksache.

Wenn ich schon einmal oben bin, dann auch richtig! Ich beschließe mich, in eine Biosensorik-Vorlesung zu setzen, was nicht weiter von meinem Fach der Empirischen Kulturwissenschaft entfernt sein könnte. Es geht um Elektrolyse, galvanische Zellen, Daniell Element. Ich fühle mich an meine Schulzeit erinnert. Als dann nur noch Alphas, Omegas, Viecher äh Phis und Wurzeln über die Leinwand schwirren, suche ich lieber Rechtschreibfehler auf den Folien und überlege mir, wie man diese glücklicher gestalten könnte. Das Schöne an den Formeln: Sie gelten einfach – egal, aus welcher Perspektive man sie sieht und wie man sie auslegt. Es gibt keine Interpretationsmöglichkeiten. Auch mal nicht schlecht zur Abwechslung!

Das Fazit meines kleinen Ausflugs: So verschieden sind wir gar nicht. Und hassen tun wir uns auch nicht. Wir sind uns höchstens egal.

| Karikatur: Charlotte Hütten

Ein paar (un)schöne Klischees über die zwei Unis:

Auf dem Berg...

- ... isst man gesittet vom Teller
- ... ist Studieren die ganze Woche angesagt
- ... fängt die Vorlesung pünktlich an
- ... sind die Hörsäle steiler
- ... sind die Gebäude hässlich
- ... ist man ab vom Schuss
- ... fühlt man sich „richtig wissenschaftlich“
- ... zieht man sein Ding durch

Im Tal...

- ... ist die richtige Uni
- ... sind die schöneren Gebäude
- ... findet das Unileben statt
- ... hat die Mensa Gefängnisnapfe
- ... hat man zwei Tage in der Woche Uni
- ... stehen die schönen Gebäude, außer dem Kupferbau
- ... kommen alle eine Viertelstunde später
- ... verstecken Juristen Gesetzbücher

Wieso, weshalb, warum?

Die Kinder-Uni erklärt Schülern die Welt der Wissenschaft

Auch dieses Jahr lockt die Kinder-Uni wieder hunderte Mädchen und Jungen an. Professoren beantworten Sieben- bis Zwölfjährigen wichtige Fragen des täglichen Lebens – Uni für die Kleinen sozusagen.

von Ann-Kathrin Knupfer und Ines Pfister

Dienstag Nachmittag im Kupferbau: Es ist ungewöhnlich laut in Hörsaal 25. Fast alle Plätze sind belegt. Auf den Tischen liegen Stifte und Blöcke, die oft Bilder von Blumen oder Robotern zeigen. Kein Wunder – ihre Zeichner sind zwischen sieben und zwölf Jahren alt. Heute ist Kinder-Uni.

Das Thema spaltet die heranwachsenden Gasthörer in zwei Lager. „Warum Mädchen klüger sind als Jungs“ löst Protest unter den jungen Männern aus. Professorin Dr. Karin Amos führt die Schüler spielerisch an das Thema heran. „Wissenschaftler, Detektive und Kinder haben etwas gemeinsam: Sie sind neugierig und wollen immer

sonit gar nicht mit dem Geschlecht zusammenhängt. Aus der Zuhörerschaft kommt der weise Satz: „Das ist ja auch ziemlich unterschiedlich!“

Bei den jungen Gasthörern kommt die Vorlesung gut an. Mose ist schon öfter hier gewesen. „Das ist viel besser als Schule!“, sagt der Achtjährige. Studieren möchte er eines Tages auch, was genau, weiß er noch nicht.

Auch Professorin Amos hat eine einmalige Erfahrung gemacht. „Es war spannend, ein ganz anderes Publikum zu haben“, sagt sie begeistert, „nächstes Mal würde ich allerdings mehr Action rein-

bringen.“ In der Woche davor konnten die Kinder beispielsweise im Hörsaal Fledermäuse bestaunen.

Damit keine Langeweile aufkommt, dürfen die kleinen Studierenden die Themen mitbestimmen. Das letzte Wort hat jedoch das Schwäbische Tagblatt, mit dessen Hilfe die Uni das Projekt 2002 gründete. Insgesamt umfasst das Vorlesungsprogramm der Kinder-Uni sechs Termine, die einen Rundumblick von der Biologie bis hin zu der Psychologie im Angebot

haben. Dabei sind die Plätze in den Vorlesungen ausschließlich für die kleinen Forscher reserviert, die Eltern müssen vor den Hörsaal Türen auf ihren Nachwuchs warten.

Zeugnis als Erinnerung

Die Kinder-Uni soll die Schüler spielerisch an den Unialltag heranführen und so erzählt der Mitbegründer der Kinder-Uni Michael Seifert stolz, dass bereits die ersten Teilnehmer nun selbst als Studierende in Tübingen unterwegs sind. Fragt man den ehemaligen Pressesprecher der Eberhard-Karls-Universität nach dem Warum, erhält man die einfache Antwort: „Kinder stellen so viele Warum-Fragen.“ Als Krönung der jährlichen Kinder-Uni erhalten die Studierenden für einen Tag ein Teilnehmerzeugnis, das sie zufrieden mit nach Hause nehmen.

Die Kinder-Uni entwickelte sich innerhalb kürzester Zeit zu einem bundesweiten Phänomen mit über zweihun-



dert Mitinitiatoren. Das Konzept aus Tübingen findet inzwischen Nachahmer in Ländern wie Kanada, Japan, Russland und Indien. Schätzungsweise über eine Million Kinder waren weltweit bereits bei Kinder-Unis dabei. Auch die Tübinger Vorlesungen sind mit über 400 wissbegierigen Schülern immer gut gefüllt. Manchen geht die Kinder-Uni sogar über Kino und Topfschlagen: Die siebenjährige Maren feiert an diesem Tag ihren Geburtstag im Hörsaal. Offen blieb letztendlich nur die Frage, ob die Mädchen und Jungen der Geburtstagsgruppe nun sich selbst oder das andere Geschlecht schlauer fanden.



Pauline (9) besucht die Kinder-Uni | Fotos: Veronika Wulf

Beweise sehen“, sagt die Professorin für Erziehungswissenschaft, die auch Gleichstellungsbeauftragte der Uni ist. Während sie erklärt, dass Mädchen im Schnitt die besseren Schulabschlüsse erreichen, lauschen die kleinen Wissenschaftler gebannt. Wenn sie anderer Meinung sind, melden sie sich ohne Scheu. „Die Kinder haben keine Berührungssängste“, sagt Professorin Amos nach der Vorlesung. „Ich wünsche mir, dass sie das mitnehmen. Wir wollen schließlich auch Kinder erreichen, die sonst nicht zur Uni gehen würden.“

Neue Erfahrung für Groß und Klein

Nach einer halben Stunde werden die Mädchen und Jungen unruhig. Professorin Amos schließt die Vorlesung mit dem Ergebnis, dass Klugheit nicht generell mit besseren Schulnoten und



Aus Müll mach Block

Kreatives Prärecycling

von Anna Oswald

Wer kennt das nicht? Mal wieder eine halbe Stunde für den Drucker angestanden, endlich an der Reihe gewesen und dann hat nichts geklappt, so wie es sollte. Nebenbei hast du ordentlich Papier verschwendet und gefühlte zwei Bäume abgeholzt. Dank der Studierendeninitiative PapierPilz darf dein grünes Gewissen jedoch erleichtert aufatmen.

Der Mathestudent Klaus Oehler möchte Anfang 2012 seiner Papierverschwendung ein Ende machen. Kurzerhand beginnt der 28-Jährige, an der Uni einseitig bedrucktes Papier zu sammeln, um es für seine Matheübungsaufgaben zu verwenden. Bald entsteht die Idee, das Konzept größer aufzuziehen. Er erzählt seinen Mitbewohnern Gökçe, Moritz, Philipp und Astrid von seinem Einfall: Aus weggeworfenem, noch nutzbarem Papier will er neue Blöcke binden. Die Gruppe beginnt, einseitig bedrucktes Papier an der Universität zu sammeln. Im Januar 2013 bekommt PapierPilz die offizielle Genehmigung der Uni Tübingen. Die Studierenden dürfen Kisten aufstellen, die das Sammeln erleichtern.

Über das Endprodukt von PapierPilz darf sich jedoch nicht nur die eigene Ökobilanz freuen, auch das Auge kommt auf seine Kosten. Denn die Blöcke machen optisch ebenfalls etwas her. Der Kunstliebhaber kann einen Block mit Monet-Cover wählen, der Fast-food-Junkie darf sich mit dem Motiv seiner Lieblingspizza schmücken. Auch die einzelnen Seiten versüßen so manche langweilige Vorlesung: Jeder Studierende kann sich mit wilden Spekulationen über Inhalt und Vorbesitzer der Seiten vom Zuhören abhalten.

Das Ziel von PapierPilz ist es, „bestehende Rohstoffe zu nutzen, um abfallromantisch schöne Produkte herzustellen, die ressourcenschonend sind“. Kurz gesagt: kreatives Prärecycling. Alle, die PapierPilz unterstützen und einen schönen Block besitzen möchten, können diesen gegen Spende erwerben. Ungefähr drei Euro decken die für die Initiative entstandenen Kosten. Wer einen Block erstellen möchte, muss sich direkt an PapierPilz wenden. Für die Zukunft ist angedacht, die Blöcke im Uni-Shop anzubieten. Nachdem die ganze Uni nun „bekistet“ ist, breitet der PapierPilz seine Pilzfäden weiter aus.



Klaus Oehler, Philipp Beuchel, Gökçe Albayrak,
Alejandra Castillo-Reales (v.l.n.r.) | Foto: Stephanie Klumpp



chill mal!

30 Minuten von Tübingen*,
am Fuß der schwäbischen
Alb könnt Ihr richtig chillen
inklusive Wellness deluxe!

*Mit der Ermstalbahn von Tübingen direkt nach
Bad Urach oder mit dem Regionalzug von
Tübingen nach Metzingen und dann mit der
Ermstalbahn oder dem Bus weiter nach Bad Urach.

alb **Thermen**
BAD URACH

www.albthermen.de

Bei den Thermen 2 · 72574 Bad Urach · Tel: 07125 / 94 36 0

Die AlbThermen bieten eine Quelle der Erholung und Jungbrunn für Deine Gesundheit!
Und das in einem der schönsten und traditionsreichsten Bäder Europas.

Studentenfutter

„Und jetzt noch kochen?“ – Nach einem anstrengenden Unitag bleibt wenig Energie, um über die eigene Ernährung nachzudenken. Trotzdem muss Essen nicht zum Problem werden, findet der Veganer Daniel. Bei einem Einkaufsbummel berichtet der Kunstgeschichte- und Medienwissenschaftsstudent, warum Essen für ihn keine Nebensache ist.

von Hannah Steinhoff

Mittwochmittag, die Glockenschläge der Stiftskirche tönen zwölfmal über den Rathausmarkt. Wer glaubt, für einen Markteinkauf müsse man früh aufstehen, irrt. Zwar fahren schon die ersten Lastwagen vor, um die Waren wieder einzuladen. Daniel Heyer lässt sich davon nicht beeindrucken. Kartoffeln, Champignons und Gemüse stehen auf seinem Einkaufszettel. An Wurst, Eiern und Käse geht er vorbei – Daniel ist Veganer.

Seit er in Tübingen studiert und lebt, kann er sich ohne Probleme vegan ernähren. Tübingen gilt schließlich als besonders ökofreundliche Stadt.

Vegan heißt nicht unbedingt teuer

Bis Daniel ganz auf tierische Produkte verzichtete, dauerte es aber einige Jahre. Mit 16 beschloss er, sich vegetarisch zu ernähren. „Essen ist für mich keine Nebensache“, berichtet er. Sich bewusst ernähren – das bedeutet für ihn, sich darüber im Klaren zu sein, wie sich die eigene Ernährung auf Mensch und Umwelt auswirkt.

Außerdem fühlt Daniel sich auch viel gesünder, seit er vegan lebt. Als Jugendlicher hatte er starke Neurodermitis – die ist heute ganz verschwunden. Der Hauptgrund für Daniel, vegan zu leben, ist die Tierliebe: „Ich habe einfach ein besseres Lebensgefühl, weil ich weiß, dass für meine Ernährung keine anderen Lebewesen leiden müssen.“

Darauf zu achten, ob tierische Produkte in Lebensmitteln enthalten sind, klingt nach einer Menge Stress – doch Daniel gelang es schnell, herauszufinden, wo er am besten einkaufen kann. „Natürlich ist es eine Umstellung“, sagt er, „aber nicht unbedingt mehr Aufwand.“ Er plant nicht Tage vorher, was und wann er einkaufen will, sondern geht einfach los, wenn er nach

der Uni noch Zeit hat. Wenn gerade nicht Wochenmarkt ist, geht er meist in asiatische Geschäfte oder Bio-Supermärkte wie Alnatura.

Die Waren dort richten sich nach höheren Bio-Standards als die, die man im normalen Supermarkt kaufen kann, denn das EU-Siegel bekommen Produkte dann, wenn sie zu 95 % aus ökologischem Anbau stammen. Biomarken wie Bioland oder Demeter dagegen garantieren eine streng kontrollierte Bio-Qualität.

Für Daniel geht vegan aber vor bio. „Ich habe nicht immer das Budget, Bio-Produkte zu kaufen. Das Wichtigste für mich ist, dass nichts Tierisches enthalten ist.“ Andere Kriterien berücksichtigt er erst danach.

Die meisten Studierenden achten beim Einkauf sehr auf die Preise. Doch vegan heißt nicht unbedingt auch teuer: Die Grundnahrungsmittel Gemüse, Reis und Tofu sind meist günstiger als Milch, Fleisch und Eier. Vegane Aufstriche oder Süßigkeiten dagegen übersteigen ihre nicht-veganen Gegenstücke oft im Preis.

Es ist natürlich ein deutlicher Unterschied, ob man im Supermarkt oder auf dem Wochenmarkt einkauft. Statt Regalreihen lernt man hier auf dem Markt die Menschen kennen, die direkt an der Erzeugung der Waren beteiligt sind. Zum Einkauf gehört auch ein kleiner Plausch mit den Verkäufern. Diese freuen sich über die vielen

Studierenden, die es auf den Wochenmarkt zieht. „Die kommen allerdings meist erst später“, erzählt die Verkäuferin lachend, als sie für Daniel Champignons abwägt. „Sieben Uhr ist denen wohl zu früh!“

Fast jeden Donnerstags geht Daniel in die Prinz-Karl-Mensa. Ein vegetarisches Essen gibt es dort zwar jeden Tag, doch nur donnerstags bieten die Tübinger Mensen ein veganes Gericht an. Mit dem angebotenen Essen ist Daniel zufrieden, auch wenn er es vorziehen würde, wenn er mehr Auswahl hätte und nicht nur an einem Tag in der Woche in die Mensa gehen könnte.

Tierische Produkte vermisst Daniel überhaupt nicht. Die meisten Gerichte kann er auch vegan zubereiten: Zum Beispiel Spaghetti Bolognese mit Tofu oder Käsekuchen mit Sojamilch, Seidentofu und Maisstärke. Auch die asiatische Küche kommt bei vielen Gerichten ganz ohne Fleisch aus. In Tübingen haben viele indische Restaurants und Imbisse nicht nur vegetarische, sondern auch vegane Gerichte im Angebot.

Pazifismus in seiner konsequentesten Form

Veganismus hört jedoch nicht bei der Ernährung auf. Daniel achtet darauf, dass auch seine Kleidung ohne tierische Produkte hergestellt wird. „Die Schuhe hier zum Beispiel sind ganz ohne Leder“, erklärt er und zeigt auf seine Stiefel.

Wenn Daniel erzählt, dass er vegan lebt, sind die Reaktionen oft heftig. Ernährung ist ein Thema, das jeden betrifft und zu dem jeder eine Meinung hat. Für viele gehört der Fleischkonsum zur Lebenseinstellung dazu – zum Beispiel, wenn man sich als schwäbisch identifiziert. Denn was ist die schwäbische Küche ohne Herrgottsbescheißerle?



Viele Studierende nutzen den Markt für den Einkauf | Fotos: Patrick Berndt

„Viele fühlen sich persönlich angegriffen“, sagt Daniel, während er sich in der Marktauslage eine Paprika aussucht. „Die meisten Gespräche verlaufen nicht besonders positiv. Ich werde gefragt, ob das gesund ist und ob ich nichts vermissem. Wenn ich alle Einwände beseitigt habe, bleibt nur noch das letzte Argument: der Geschmack.“

Deshalb hält er sich auch zurück und erzählt nur dann etwas über seine Ernährung, wenn er gefragt wird. Ein missionarischer Eifer liegt ihm fern. Für Daniel ist Veganismus Pazifismus in seiner konsequentesten Form – deshalb bemüht er sich auch, mit anderen Menschen friedlich umzugehen.

„Wichtige Entscheidung“

An Veranstaltungen wie dem Vegan Street Day beteiligt er sich jedoch gern – am Pfingstsonntag ging es dabei in Stuttgart auf dem Markt- und dem Schillerplatz um vegane Ernährung und Lebensweise, dazu gab es Vorträge und Live-Musik.

„Natürlich glaube ich, dass die Welt besser wäre, wenn alle vegan leben würden“, sagt er. „Aber ich versuche nicht, die Leute zu überzeugen. Es ist eine wichtige Entscheidung, von der viele andere Lebewesen betroffen sind. Aber jeder muss diese Entscheidung aus der eigenen Initiative heraus treffen.“

Die Kirchturmuhre schlägt einmal – der Markt ist jetzt offiziell vorbei, auch wenn einige Nachzügler jetzt immer noch etwas bekommen. Doch Daniel hat seinen Einkauf erledigt: Champignons, Kartoffeln, Broccoli, eine Aubergine und eine Paprika befinden sich in seiner Einkaufstüte. Ausgegeben hat er dafür nicht mehr als im Supermarkt – dafür weiß er, dass die Produkte aus der Region stammen.



Daniel mit seinen Einkäufen

Essen für Tausende

Wolfgang Hospach, Leiter der Stabstelle Planung Hochschulgastronomie, im Gespräch über die Einkaufspolitik der Mensen, die Herkunft der Zutaten und Alternativen zu Fleisch.

Kupferblau: Herr Hospach, täglich versorgt das Studentenwerk Tübingen-Hohenheim Tausende Studierende in seinen Mensen mit Mittag- und teilweise auch Abendessen. Woher wissen Sie und insbesondere die Mensaleiter, wie viel Essen zubereitet werden muss?

Wolfgang Hospach: Während des Semesters essen jeden Tag 9.500 bis 10.000 Studierende in den Tübinger Mensen. Bei den Planungen stützen wir uns auf Erfahrungswerte. Der Mensaleiter schätzt im Voraus ab, wie sich die Nachfrage auf die angebotenen Gerichte verteilt.

Wie viel bleibt vom Essen übrig?

Wir bereiten das Essen chargenweise zu, so dass möglichst wenig übrig bleibt. Wenn man also manchmal etwas länger auf sein Essen warten muss, liegt das daran, dass gerade eine neue Charge in Arbeit ist. Falls trotzdem etwas übrig bleibt, bieten wir das Gericht am Folgetag als Tagesessen an oder versuchen, die Zutaten anderweitig zu verarbeiten, z.B. als Suppe oder beim Salatbuffet.

Woher kommen die Zutaten für die Gerichte?

In Baden-Württemberg haben sich die acht Studentenwerke zu einer Einkaufsgemeinschaft zusammengeschlossen. Gemeinsam schreiben wir einen Auftrag aus, auf den sich dann verschiedene Großhändler bewerben. Frisches Fleisch beziehen wir überwiegend regional. Bei Tiefkühlfleisch achten wir darauf, möglichst Produkte aus Deutschland und der EU einzukaufen.

Für Fischgerichte kaufen wir Fisch mit dem MSC-Siegel. Dieses garantiert Fisch aus nachhaltiger Fischerei.

Wie wichtig sind Ihnen beim Einkauf Preis, Qualität und Haltungsbedingungen?

Weil die Einkaufsgemeinschaft der Studentenwerke so viel einkauft, hat sie einen gewissen Einfluss auf die regionale Wirtschaft. Wir wissen das und achten daher nicht nur auf den Preis, sondern auch auf die Qualität der Lebensmittel. Da zwischen der Essensvorbereitung und dem Verzehr einige Zeit vergeht, muss die Qualität stimmen, damit Nudeln beispielsweise immer noch bissfest und nicht verkocht sind. Wir möchten ja, dass das Essen immer noch schmeckt, wenn es an die Studierenden ausgegeben wird.

Welche Möglichkeiten haben Vegetarier und Veganer, in der Mensa zu essen?

Zunächst einmal gibt es täglich das vegetarische Alternativessen sowie auch immer wieder fleischlose Wahl-essen. Darüber hinaus kann sich am Salatbuffet jeder ein Gericht zusammenstellen, das kein Fleisch enthält. Donnerstags gibt es ein veganes Gericht. Außerdem sind alle Suppen und alle würzenden Zutaten, die wir verwenden, vegetarisch. Insgesamt wählen täglich etwa 15–20 % der Mensabesucher ein vegetarisches Gericht aus.

Das vegetarische Alternativessen und das Stammessen mit Fleisch kosten gleich viel. Woran liegt das? Ist Fleisch nicht teurer?

Für die Zubereitung der vegetarischen Gerichte werden viele Convenience-Produkte verwendet, die teurer sind. Auch andere Zutaten sind vergleichsweise teuer – Hirtenkäse zum Beispiel. Es kann sein, dass die Zubereitung eines Gerichts an einem Tag verhältnismäßig günstig ist, aber im Mittel kosten das Stammessen und das Alternativessen gleich viel. Beim vegetarischen Essen ist auch häufig noch ein Apfel oder eine Orange als Nachtisch dabei.

Manchmal bietet die Mensa auch Fleisch aus zertifizierten Betrieben an. Ist das Bio-Fleisch? Sind die Mensabesucher bereit, für dieses Angebot mehr zu bezahlen?

Das Fleisch ist zwar Bio-Fleisch, aber da das Studentenwerk keine entsprechende Zertifizierung hat, darf es nicht so ausgewiesen werden. Daher geben wir beim entsprechenden Gericht an, dass es sich um Fleisch aus zertifizierten Betrieben handelt. Die Bereitschaft, für so ein Angebot das Doppelte zu bezahlen, ist relativ gering. Es kommt insbesondere darauf an, ob das Fleisch ein „Renner“ ist. Wenn es zum Beispiel Schnitzel aus zertifiziertem Betrieb gibt, wird davon sehr viel verkauft. Doch dies liegt wahrscheinlich eher am Gericht, das viele gern essen und nicht am Etikett „Bio“.

Essen Sie auch selbst häufig in der Mensa?
Ich esse jeden Tag in der Mensa. Doch ich bin auch ein kritischer Gast.

Herr Hospach, vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte Hannah Steinhoff

Alles umsonst?!

Jeder hat sie, keiner braucht sie wirklich. Dinge, die in den Tiefen unserer Kleiderschränke und Keller verstauben, Lebensmittel, die aus reiner Verschwendungssucht ihr Ende in der Mülltonne finden. Diese Dinge sind oft an anderer Stelle viel besser aufgehoben und bereiten gleichzeitig anderen Menschen eine Freude. Wie genau sich diese Stellen in Tübingen finden lassen, haben wir für euch herausgefunden.

von Lisa Wazulin

Der Laden ist gut versteckt. Die schwere Eingangstür aus Holz, vollgeklebt mit Flyern, ist offen. Im Inneren gedämmtes Licht. Die Türen rechts und links sind bunt bemalt, der Flur selbst vollgestellt mit Möbeln – ein großes Holzschild, das an ein Surfbrett erinnert, hängt über dem Treppenabsatz. „Umsonstladen“ steht da drauf, schwarz, mit Edding geschrieben. Dem Schild folgend, führt eine Treppe hinunter in den Keller und endet plötzlich in einer kleinen Zwei-Zimmerwohnung.

„Hier ist alles umsonst!“

Die Regale rechts und links sind vollgepackt mit Kleidern – vom Minirock bis zum Rollkragenpulli – fein säuberlich geordnet und aufgehängt. Die Regale an der Wand gegenüber sind gefüllt mit Büchern, der Raum daneben wirkt wie ein kleiner Flohmarkt. „Hier ist alles umsonst! Es ist einfach nur ein freies Geben und Nehmen“, die 24-jährige



Studentin lächelt freundlich. Sie ist eine von 30 Bewohnern der Zelle oder LU15, einem Selbstverwaltungshaus am Sternplatz in Tübingen. Das Haus in der Ludwigstraße öffnet den Laden jeden Donnerstag von 18 bis 21 Uhr und jeden Sonntag von 15 bis 18 Uhr. Die Bewohner helfen ehrenamtlich im Laden mit und sind gleichzeitig Stifter und Konsumenten der Waren. „Der Laden ist eigentlich für alle gedacht, aber es kommen auch viele hierher, die nicht so flüssig sind. Doch jeder kann vorbeikommen und einfach etwas mitnehmen.“ Der Laden ist daher ein kleiner Protest gegen das Konsumverhalten und ein Entgegensetzen gegen die Wegwerf-Mentalität unserer Gesellschaft. Um übereifrigen Schnäppchenjägern den Wind aus den

Segeln zu nehmen, verweist ein selbstgemachtes Plakat an der Wohnungstür darauf, dass nur maximal fünf Artikel pro Person mitgenommen werden dürfen.



„Free your Stuff ist eine Verschenkplattform – Alles hier ist gratis!“ So lautet das Motto einer Tübinger Facebookgruppe. Hier wird zwar auch „getauscht“ jedoch auf andere Art und Weise. Jeder, der auf Anfrage, Mitglied in dieser Gruppe wird, darf und kann ein Gesuch posten. Das Prinzip ist simpel, jeder Post beginnt entweder mit „GEBE“ oder mit „SUCHE“. Den Nutzern dieser Internetplattform mangelt es dabei keinesfalls an Kreativität:

„SUCHE:
Besteck (Messer, Gabel, Löffel) für unsere WG. Gerne chaotisch gemixt und unsortiert :) Das alte hat sich seltsamerweise über die Jahre ausgedünnt...“

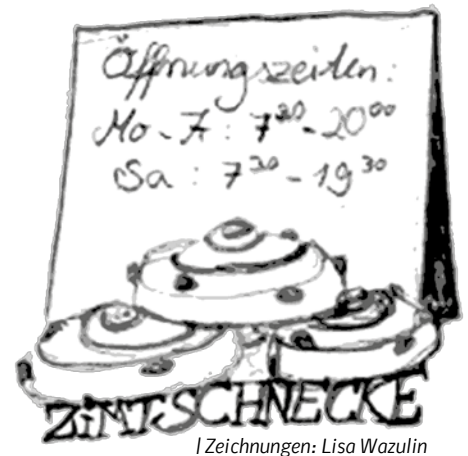
„GEBE:
Einmaligen Grillabend bei uns im wunderschönen (man darf ja auch mal prahlen) WG-Garten. Gegessen wird mit dem neuen Besteck.“

Doch jeder Post wird von dem Free your Stuff Tübingen Team geprüft. Um den „Spirit einer sozialen Sache“ beizubehalten, werden Beiträge, die Geld enthalten, kommentarlos gelöscht und es erfolgt bei wiederholtem Regelverstoß der Ausschluss aus der Gruppe.

Backwaren vom Vortag

Für besonders mittellose, hungernde Studierende, gibt es den Laden „Backwaren vom Vortag“ in der Froschgasse 10. Trotz knappen Budgets kommt hier jeder auf seine Kosten: aufgestapelt in

kleinen Regalen, liegen dicke Brotlaibe und warten darauf für 80 Cent das Stück über die Ladentheke gereicht zu werden. Spätestens bei der Frage nach den Preisen wird klar, dass wenig Geld kein Grund ist, auf eine ausgewogene Ernährung zu verzichten. Denn die Auswahl an Bioprodukten ist riesig: Brot und Brötchen, Süßwaren und herzhaft Snacks, wie zum Beispiel Pizza oder Quiche, werden hier angeboten. Backwaren vom Vortag schmecken wie am Tag der Herstellung, sie müssen nur schneller gegessen werden. Aber wer will sich die süße Zimtschnecke schon für den nächsten Tag aufheben, wenn er sie jetzt gleich vernaschen kann?



| Zeichnungen: Lisa Wazulin

Flohmärkte in Tübingen:

Güterbahnhof in der Eisenbahnstraße (jeden Samstag)

Hallenflohmarkt, Mensa Morgenstelle (jeden Samstag von November bis März)

Umsonstläden:

Die Zelle – Ludwigstr. 15 (am Sternplatz)

Do. 18:00 Uhr bis 21:00 Uhr

So. 15:00 Uhr bis 18:00 Uhr

Die Schelling – Schellingstr. 6

Mi. von 16:00 Uhr – 23:00 Uhr

Sa. von 12:00 Uhr – 19:00 Uhr



| Foto: ME.NS

Beats & Bierpong

Zwei Wirtschaftsstudenten wollen das Tübinger Nachtleben aufpeppen

von Frederik Bühler

Gleiche Musik, gleiche Leute, gleiche Getränke und alles strömt ins Topio. Nicolas Schatz und Markus Eberhard waren gelangweilt vom Tübinger Nachtleben – zu wenig Dynamik, zu wenig frischer Wind. Doch statt nur zu meckern, krepelten die Schulfreunde die Ärmel hoch und packten das Problem an: Sie gründeten die nach ihren Initialen benannte Eventagentur ME.NS. An Ideen mangelte es den beiden nicht, denn Erfahrungen in der Organisation von Parties sammelten sie schon beim Veranstalten von Stufenfesten in der Schule. Und warum eigentlich nicht das Wirtschaftsstudium auf die Praxis übertragen und es professionell angehen? Eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts war schnell gegründet und durch das Entgegenkommen des Club 27 konnte

dort bald die erste Sause ins Auge gefasst werden.

Als Ausgangspunkt für die Feiern dient ein Motto, zum Beispiel „Collegeparty“: um dieses Motto herum werden Specials, DJs und Sponsoren ausgewählt. Mittlerweile hat ME.NS Partnerschaften mit diversen Unternehmen und kann so je nach Party besondere regionale Getränke oder Gewinnspiele mit Preisen anbieten. Daneben sollen Aktionen wie Bierpong oder rote Plastikbecher, wie sie an amerikanischen Colleges typisch sind, für eine besondere Atmosphäre im Club und einen Hauch Exklusivität sorgen. Zur Durchführung dieser Specials und für das Marketing greifen den beiden Organisatoren Freunde unter die Arme, die ehrenamtlich mitmachen. Auch für die beiden Wirtschaftsstudenten bleibt am Ende des Abends kein

Geldberg übrig. „Zwar erwirtschaftet die Firma schon ein nettes Taschengeld, wenn die Party gut läuft“, verrät Markus, „aber bei einem normalen Studentenjob käme dann auf die Stunde wohl doch mehr raus“. Ums Geld geht es in erster Linie aber gar nicht: Wichtiger ist den Studenten der Spaß, für 700 bis 800 Leute eine gute Party zu schmeißen, dabei die Inhalte des Studiums in der Praxis zu erproben, Erfahrungen zu sammeln und Netzwerke mit Veranstaltern und Sponsoren zu knüpfen. Zum Lernprozess gehört dabei aber auch einmal einzustecken: Zum Beispiel wenn die Mediziner beschließen gleichzeitig ihre beliebte Party zu feiern und am Ende der Club halbleer bleibt. Aber das kommt vor – und die nächste Party kommt bestimmt.

(K)ein Studentenmagazin

Das LYME Magazin zeigt, wie aus einer spontanen Idee ein großes Projekt werden kann

von Anna Oswald



Die Gründer des LYME: Tobias Tullius und Fabian Federl | Foto: Privat

Habt ihr auch schon einmal davon geträumt, euer eigenes Magazin zu gründen? Ihr könntet über alles entscheiden: von der optischen Aufmachung bis hin zu den Themen der Artikel. „Alles nur Spinnerei!“, denkt ihr jetzt vielleicht. Doch die beiden Studenten Fabian Federl, Lateinamerikastudien, und Tobias Tullius, Rhetorik und Anglistik haben sich im Sommer 2012 zu diesem Schritt entschlossen. Fabian erkrankte letztes Jahr im Juli an Borreliose und musste für einige Zeit auf Alkohol, Sonnenlicht und Sport verzichten. Durch seine Krankheit kam das LYME auch zu seinem Namen: Lyme disease ist die englische Übersetzung für Borreliose.

Um sich die Zeit während der Krankheit zu vertreiben, entstand die Idee, eigene Erlebnisse beim Reisen oder Feiern

aufzuschreiben. Dass später ein ganzes Magazin entstehen würde, war nicht von Anfang an geplant. Mittlerweile besteht die feste Redaktion aus fünf Mitarbeitern: neben den beiden Gründern Tobias, 23, und Fabian, 26, zählen noch ihre Freunde Jonas, Niklas und Anna zum Team.

Die Themen, über die im LYME geschrieben wird, werden spontan gefunden. Die Redakteure schreiben über alles, was sie selbst interessiert. Rubriken gibt es nicht. „Die erste Ausgabe der LYME entstand im Grunde innerhalb einer Woche“, meint Tobias. Nach eigenen Angaben läuft alles eher unkonventionell ab. Es gibt keine festen Redaktionssitzungen.

Das LYME ist vollkommen unabhängig von der Universität. „Wir wollen kein Studentenmagazin sein. Auch wenn die

Leserschaft vermutlich zu 99 Prozent aus Studenten besteht“, sagt Tobias. Die anfallenden Kosten werden durch Anzeigenplätze gedeckt. Das Magazin macht jedoch keinen Profit. „Wenn wir am Ende vom Jahr 50 Euro drauflegen müssen, dann hat sich der Aufwand gelohnt“, so Tobias.

Seit Ende Mai 2013 planen die fünf Studenten die dritte Ausgabe der LYME. Dieses Mal soll der Fokus noch mehr auf Tübingen liegen. Nebenbei will die Redaktion einen Abstecher ins Event-Veranstaltungs-Business machen, aber genaue Details werden noch nicht verraten. Wie es langfristig mit dem LYME weitergehen soll, wird nicht geplant. Das Ziel ist immer die nächste Ausgabe.



/ Foto: Veronika Wulf

Dossier

Laptop, Tablet oder doch Papier und Stift — Wie das Internet die Hörsäle verändert

Ines Pfister & Stephanie Rumesz

Internet an der Uni — Zwei Professoren, zwei Meinungen

Lisa Wazulin & Veronika Wulf

Selbstversuch — Eine Woche ohne Internet

Lea Knopf

Hotspot Uni — Wie das Netzwerk auf dem Campus funktioniert

Lisa Wazulin & Veronika Wulf



Laptop, Tablet oder doch Papier und Stift...

Wie verändert das Internet die Hörsäle?

Noch eben eine E-Mail während der Vorlesung schreiben, schnell eine Facebook-Nachricht beim Mittagessen beantworten und über WhatsApp chatten in der Kaffeepause – so sieht der Alltag vieler Studierender heute aus. Die Veränderungen an den Universitäten durch das Internet sind allgegenwärtig, doch die Meinungen über die Konsequenzen gehen auseinander.

von Stephanie Rumesz und Ines Pfister

Uni ohne Internet – heute kaum mehr denkbar. Eine große Zahl der Studentinnen und Studenten haben rund um die Uhr Internetzugang, egal an welchem Ort. Erst wurden Rechner nur zu For-

schungszwecken genutzt, heute steht ein Laptop auf den meisten Schreibtischen und daneben liegt oft ein Smartphone.

Inzwischen gibt es sogar eine App der Universität Tübingen. Die App für Geräte mit Android-Betriebssystem gibt es seit September 2012. Nun entwickelte der Informatikstudent Sebastian Rist während einer Diplomarbeit, gemeinsam mit dem Zentrum für Datenverarbeitung (ZDV), auch die iPhone-App. Damit können die Nutzer auf das Mensamenü, die

Pressemitteilungen oder den Lageplan der Uni zugreifen.

Das Unileben hat sich mit dem technischen Fortschritt gravierend verändert. Die Vorlesungsfolien stehen online, die Literatur für Seminare befindet sich im Netz und Notebooks sind in einigen Seminaren sogar ein fester Bestandteil des Unterrichts. In vielerlei Hinsicht ist der Uni-Alltag einfacher, schneller und praktischer geworden. Doch das hat auch seine Tücken.



Das Internet ermöglicht nicht nur den Zugriff auf Informationen und die weltweite Vernetzung, sondern kann auch eine Ablenkung sein. Statt der Vorlesung zu folgen, vertreiben sich einige Studierende die Zeit beim Surfen im Netz oder bleiben in sozialen Netzwerken wie Facebook hängen. „Ich nehme meinen Laptop nicht mit in die Vorlesung, aber mein Smartphone habe ich immer dabei. Wenn mir langweilig ist, schaue ich bei Facebook vorbei oder checke meine E-Mails. Das kann schon öfter pro Vorlesung vorkommen“, so eine Germanistikstudentin aus dem vierten Semester.



Facebook in der Vorlesung

Einige Studierende empfinden das Internet sogar als Konzentrationskiller. „Ich schreibe lieber handschriftlich bei einer Vorlesung mit. Das macht mir mehr Spaß. Außerdem lenkt mich mein Laptop sonst zu sehr ab“, sagt Tim Carstens, der Geschichte auf Lehramt studiert.

Auch Dozenten fühlen sich immer mehr von den zahlreichen Notebooks in den Hörsälen gestört. „Jeder Dozent steht heute in Konkurrenz zur permanent mitlaufenden Netzkommunikation. Studenten verschicken mal eben eine SMS aus dem Seminar, simulieren das konzentrierte Mitschreiben auf dem Notebook, um bei Facebook vorbeizuschauen. Um die Aufmerksamkeit der Studierenden muss man heute kämpfen“, so Bernhard Pörksen, Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen.

Twittern mit dem Professor

Doch Studierende lenken sich mit dem Internet nicht nur ab, sondern nutzen es auch. Sie lesen beispielsweise nicht verstandene Fachbegriffe nach, um der Vorlesung besser folgen zu können. Einige Hochschulen sehen das als Chance.

An der Universität Trier können die Hörer einer Vorlesung ihre Fragen und Kommentare über den Kurznachrichtendienst Twitter an ihren Professor weiterleiten. Über den

Beamer bildet eine sogenannte Twitter-Wall diese Tweets in Echtzeit im Hörsaal ab, sodass der Dozent darauf reagieren kann. Die TU Freiberg hat sogar eigens eine App kreiert, in der die Hörer einer Vorlesung ihre Fragen direkt auf das Smartphone des Dozenten senden können. In beiden Fällen garantiert das Internet dem Fragesteller Anonymität.

Auch nach der Vorlesung nutzen die Hochschüler das Internet für ihr Studium. Ilias und Moodle sind die beiden zentralen E-Learning-Portale der Universität Tübingen. Dort stellen die meisten Dozenten zusätzliches Material, Übungen und Handouts der vergangenen Sitzungen bereit. Darüber hinaus stehen viele aufgezeichnete Vorlesungen in Videoform bereit – inzwischen sogar in High Definition. Auf dem Tübinger Internet Multimedia Server Timms können sich Studierende verpasste Sitzungen online ansehen. Auch wer fachfremd ist, kann sein Wissen je nach Interesse vertiefen. In Zeiten von überfüllten Hörsälen bieten E-Learning-Portale neue Möglichkeiten.

Vorlesungen in High Definition

US-amerikanische Elite-Universitäten wie Harvard gehen noch einen Schritt weiter. Zusammen mit anderen ähnlich angesehenen Hochschulen eröffneten sie die Plattform edX. So wollen sie Menschen aus allen Ländern und sozialen Schichten Zugang zu erstklassiger Bildung ermöglichen. Nach einer kostenlosen Registrierung kann sich jeder die Vorlesungen ansehen und die dazugehörigen Übungen durchführen. Das Ziel bei diesen Massive Open Online Courses, kurz MOOCs, ist nicht der Hochschulabschluss, sondern das Lernen selbst. Die Hochschule Wismar bietet die Studiengänge Betriebswirtschaftslehre und Wirtschaftsrecht sogar komplett virtuell an.

Lediglich zwei Präsenztermine pro Semester sind im Bachelorstudium vorgesehen. Vorlesungen, Übungsklausuren und Feedback

gibt es online. Das ist deutschlandweit einmalig.

Besonders die organisatorische Seite des Studiums kommt ohne das Internet nicht mehr aus. Bereits die Bewerbung an der Universität Tübingen erfolgt in den meisten Fällen online. Neuimmatrikulierte erhalten eine Mailadresse und sollen ständig erreichbar sein. Für Seminare melden sie sich auf der Campus-Homepage an und dort erhalten sie auch ihre Prüfungsergebnisse. Selbst manche Klausuren schreiben die Studierenden online. Dabei beantworten sie die Fragen entweder in einem mit Notebooks ausgestatteten Hörsaal oder zu Hause an ihren eigenen Bildschirmen. Die Software sorgt dafür, dass sich das Fenster nach der vorgegebenen Zeit automatisch schließt und die Daten übermittelt.

Klausuren am Bildschirm

Die Entwicklung geht also nicht nur von Studierenden aus – auch die Universitäten nutzen das Web zunehmend. Ebenfalls die Uni Tübingen setzt für die Organisation des Studiums voraus, dass die Studierenden über einen Internetzugang verfügen, stellt diesen aber auch bereit. Dozenten vertrauen darauf, dass Studierende sich sicher im Netz bewegen, dort erreichbar sind und die Technik funktioniert – vor allem in Prüfungen. Dafür müssen sie wohl in Kauf nehmen, dass sich Facebook und Foucault manchmal einen Bildschirm teilen.



| Zeichnungen: Charlotte Hütten

Fluch oder Segen?

Internet an der Uni: zwei Professoren, zwei Meinungen

Unsere Dozenten haben „damals“ noch ohne Internet studiert.

Wie gehen sie mit den neuen Medien um? Sehen sie darin Chancen oder Gefahren?

Wir haben mit Professor Dr. Reinhard Johler, dem Direktor des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft, und mit Professor Dr. Georg Braungart vom Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur gesprochen.



Fotos: Veronika Wulf

Professor Braungart, wie wichtig ist Ihnen das Internet im Unialltag?

In den Sitzungen ist es schon fast normal, online zu sein. Aber bei einer Diskussion stört das schon, wenn sich jeder hinter seinem Laptop abschottet. Deshalb habe ich einen Laptop, den ich zum Tablet umfunktionieren kann, dann habe ich nicht so eine Wand vor mir.

Was hat sich für die Studierenden verändert, seitdem alles über das Netz läuft?

Die Hörsäle haben Löcher bekommen: Man steht in ständigem Kontakt zur Außenwelt. Aber es gibt auch weiterhin Lerngruppen, das sehe ich ja an meinen Kindern. Studierende erleichtern sich die Informationsbeschaffung, machen bessere Präsentationen und kommunizieren mehr – aber den Kern der Uni, die intensive Diskussion, kann man nicht durch Skype oder so ersetzen. Insofern hat sich gar nicht so viel verändert.

Stört es Sie, wenn die Studierenden in der Vorlesung online sind?

Im persönlichen Gespräch ist das eine nervige Unsitte, ständig sein Handy hervorzuholen. In der Vorlesung stört mich das komischerweise kein bisschen. Ein Student hat mich mal im Seminar verbessert. Er hatte eine Jahreszahl mit dem Handy nachgeschaut. Das finde ich richtig so. Die Studierenden sollen ruhig kontrollieren, ob ich einen Unsinn erzähle oder etwas ergänzen. Seither frage ich öfter: „Kann das mal schnell jemand googlen?“

Viele Ihrer Vorlesungen stellen Sie als Audio-Datei online. Haben Sie keine Angst, dass der Hörsaal leer bleibt?

Das Thema muss packend und spannend sein, dann kommen die Studierenden von alleine. Ich weiß nicht, wie viele weggeblieben sind, seit sie wissen, dass ich die Vorlesungen auch hochlade. Aber der Hörsaal war am Anfang sowieso viel zu voll.

Könnten Sie sich vorstellen, ausschließlich über das Internet zu lehren?

Vor 15 Jahren, zu Zeiten des Internet-Hypes, dachte man, man könne nur noch über das Netz lehren, ganz ohne Personal. Didaktisch ist das Quatsch. Da ist emotional nicht mehr viel drin. Man muss schon aufpassen, dass die technische Apparatur die Kommunikation nicht entdynamisiert und ihr die Spontaneität nimmt.



Professor Johler, wie wichtig ist Ihnen das Internet im Unialltag?

Das Internet ist ein Instrument für die Vermittlung von Wissen, im Grunde ist es wie eine Bibliothek. Trotzdem ersetzt es diese nicht und darum ist es wichtig, das eine mit dem anderen verbinden zu können. Das Internet ist eine tolle Ergänzung, ich selbst besitze ein Smartphone und ein Tablet.

Was hat sich für die Studierenden verändert, seitdem alles über das Netz läuft?

Es gibt Studierende, die nicht einmal mehr wissen, wo die UB überhaupt zu finden ist. Dadurch verändert sich die Leseerfahrung. Jeder Informationsträger hat seine Vorteile, man kann immer etwas daraus gewinnen, aber es geht auch oft etwas verloren.

Stört es Sie, wenn Studierende in Ihrem Seminar das Handy benutzen?

Für mich ist das einfach schade um die Zeit, da die Uni ein Ort für konzentriertes Nachdenken ist. Man sollte sich als Student selbst fragen, wer man ist. Denn wer während eines Seminars chattet, ist zwar körperlich anwesend, aber eigentlich woanders. Früher hat man herumgekritzelt, heute ist das Handy die Ablenkung. Der Unterschied liegt darin, dass das Handy eine Kommunikation nach außen ermöglicht.

Smartphones liefern schnelle Informationen, sollte man das nicht nutzen?

Natürlich – allerdings suchen die Studierenden, die in einem Seminar sitzen, nicht nach Informationen im Internet. Das Smartphone wird meist nur zur privaten Kommunikation benutzt, was in dieser Situation da einfach nichts zu suchen hat.

Wie haben Sie vor Smartphone & Co die Seminare empfunden?

Die Seminare waren eine Gelegenheit, mit allen Beteiligten einen dichten Austausch zu praktizieren, wie bei der Papstwahl. Man hat den Seminarraum erst verlassen, wenn die Nuss geknackt war.

Internetgegner behaupten, dass der persönliche Kontakt durch die Medien verloren geht. Können Sie das bestätigen?

Ganz im Gegenteil, ich habe noch nie so viele Pärchen händchenhaltend in Tübingen umhergehen sehen. Die Realität holt letztendlich die Medien ein, denn Beziehungen finden nun einmal real statt!



Offline gehört man im Hörsaal oft der Minderheit an | Foto: Lea Knopf

Vom Netz

Eine Woche offline im Unialltag

Das Internet ist mein täglicher Begleiter im Studium. Ohne den Klick in virtuelle Netzwerke scheint nichts zu gehen. Kann man, wenn schon nicht dauerhaft, ein paar Tage lang auf das World Wide Web verzichten ohne im Chaos zu versinken? Einmal offline – ein Selbstversuch.

von Lea Knopf

An einem Sonntagabend ist Schluss. Ich melde mich ab für eine Woche. Kein Internet, keine E-Mails – Weder zu Hause noch in der Uni. Schon nach zwei Minuten wäre ich gerne wieder im Netz. Ich habe Angst, etwas zu verpassen.

Es ist Montag. Gerade habe ich mich aus dem Bett gequält, da merke ich bereits die erste Veränderung: Mein morgendliches Informationsupdate bekomme ich heute nicht online, sondern nur in gedruckter Ausgabe. In einer normalen Uniwoche berieselt mich das Webradio mit dem Wichtigsten aus Deutschland und der Welt.

Auch in der Uni ist man immer auf dem Laufenden. Alle in meinem Sinologie-Seminar sind online. Ein Kommilitone bestätigt Aussagen, die er auf dem Ipad in Sekundenschnelle überprüft. Was täten wir nur ohne?

Im Stress habe ich es auch nicht mehr zu meiner Dozentin Frau Abels geschafft, um mir das Handout für die Vorlesung zu besorgen. Im Offline-Modus kann ich mich aber auf meine Kommilitonen verlassen. Eine SMS genügt, um die Unterlagen in der Vorlesung parat zu haben.

Mittlerweile ist es früher Abend und ich merke, dass ich noch Zeit habe. Ein bisschen lesen, es ist wieder möglich.

Wo ich sonst in die Tastatur gehauen und E-Mails versendet habe, bedarf es nun eines kurzen Telefongesprächs um die Sachlage zu klären. Beim Bafög-Amt zum Beispiel. In eineinhalb Minuten bringt mich Frau Binder, die in Reutlingen sitzt und meinen Antrag bearbeitet, auf den neuesten Stand. Was eingetroffen ist, was noch fehlt, wie ich mit noch ausstehenden Formularen verfahren soll. Eine langwierige Konversation über das E-Mail-Postfach kann ich mir nun sparen.

Was an der einen Stelle meinen Alltag erleichtert, bringt mich an anderer aus dem Takt. „Why has Integration Emerged? Comparing approaches and theories“, sagt der Seminarplan. In einer Woche, in der Ilias mal Pause macht, warten die Texte in den Büchern der Bibliothek, vor und zurück gehe ich nicht mit der Maus sondern zu Fuß. Durch die Regalreihen.

Wenn ich frei habe, muss ich kopieren: die Skripte meiner Kommilitonen, Unmengen an Seiten aus Lehrbüchern. Andere Versuche, an Material zu kommen, enden oft erfolglos. In Politikfeldanalyse wird mein Wunsch freundlich abgewiesen, die Vorlesungsunterlagen käuflich zu erwerben.

„Schreiben Sie meinem Mitarbeiter Herrn Stegmaier einfach eine E-Mail, damit er Sie für den Sitzschein aufschreibt“, sagt ein paar Stunden später Professor von Bernstorff. Ich erkläre, dass das mit der E-Mail momentan schwierig ist. Gänzlich unbeeindruckt lässt Herr von Bernstorff mir die Möglichkeit, einen Zettel persönlich vorbeizubringen. Das Netz scheint auch hier überflüssig.

Es ist Freitag und ich stehe ernüchtert an der Sporthalle. Ausgeschlossen von sämtlichen Verteilern, die mir einen Hinweis hätten geben können, stehe ich vor verschlossener Tür. Unisport fällt aus. Ich schiebe Frust. Meine Laune wird nicht besser, denn mit dem Kopierer stehe ich auf Kriegsfuß. Ich dachte, nach den vielen Dates dieser Woche wären wir jetzt ganz dicke. Doch es dauert eine halbe Ewigkeit bis er das Format erkennt.

Samstag, 17.58 Uhr: Ich höre auf. Um mich herum strahlt es, Handys vibrieren. Die Abschottung vom Internet hat mich bis zu dem Punkt gebracht, an dem ich jegliches Kommunikationsgerät am liebsten krachend an der Wand zerschmettern würde. Ich bin wieder online. Mein Computer würgt fast vier Minuten an 73 neuen Mails. Unter ihnen 61 Mal Verteilerausstoß, den ich auch im Online-Unialltag ungelesen in den virtuellen Papierkorb geschoben hätte. Der Abend ist stressig, ich bin wieder auf Abruf. Vermutlich wäre ich schon am Mittwoch ausgerastet, hätte ich nicht ein bisschen Material vor dem Selbstversuch ausgedruckt. An der Uni wird erwartet, dass man regelmäßig erreichbar ist, was eine Woche offline zur nervlichen Belastung werden lässt. Auf der anderen Seite habe ich diese schönen Momente genossen, in denen man einfach abschalten kann und der Stress des Alltags in weite Ferne rückt. Für eine Woche – immer wieder!

Hotspot Uni

Warum ist das WLAN hier so langsam und wieso ist der Kopierer schon wieder kaputt? Alles muss funktionieren! Für uns Studierende sind Medien-Pools in der Uni und Online-Plattformen wie Ilias und Campus kaum noch wegzudenken. Doch wer weiß schon, welche Arbeit dahinter steckt? Wir haben mit Professor Dr. Thomas Walter, dem Direktor des Zentrums für Datenverarbeitung (ZDV), gesprochen. Hier die wichtigsten Fakten.

von Lisa Wazulin und Veronika Wulf



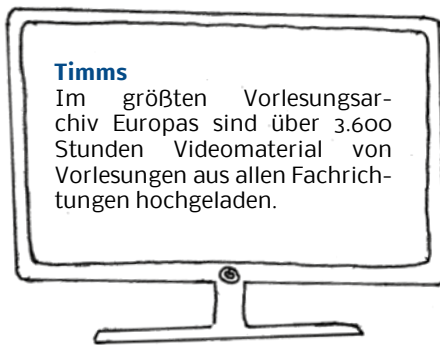
Eduroam & Co.

Möchte man an der Uni das Internet nutzen, stehen verschiedene Netzwerke zur Verfügung. Das Netzwerk Belwue ist das Netzwerk für ganz Baden-Württemberg, eduroam wird nicht nur deutschlandweit, sondern auch von Sydney bis New York an Hochschulen verwendet.



Computer aus Holz

Im ZDV steht eine Nachbildung der ersten überlieferten Rechenmaschine. Anhand des sperrigen Holzkastens könne man sehr gut die Funktionsweise heutiger Computer erklären, meint der ZDV-Direktor.



Timms

Im größten Vorlesungsarchiv Europas sind über 3.600 Stunden Videomaterial von Vorlesungen aus allen Fachrichtungen hochgeladen.

Woher kommt das „xzm“....?!

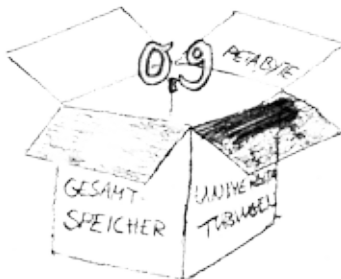
Die Login-Daten benötigt man, um auf die Uninetzwerke zugreifen zu können. Jeder Studierende erhält bei der Einschreibung einen individuellen Account, dessen Zeichenfolge erst 5 Jahre nach der Exmatrikulation wiederverwendet wird!



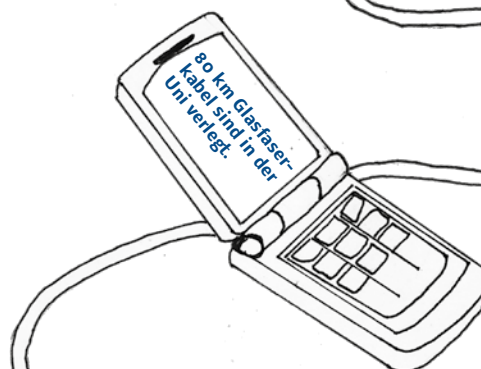
Nischenprodukt Apple

175 öffentlich zugängliche Pools betreut das ZDV, 80% davon haben ein Windows-Betriebssystem, einige haben Linux. Macs gibt es keine. Auch von den ZDV-Mitarbeitern nutzen nur 15 % einen Mac. Aber: Es gibt immerhin ein paar EDV-Kurse, die sich speziell an Mac-Nutzer wenden.

193 Kurse bietet das ZDV jährlich an, 1700 Studierende und Beschäftigte der Universität nehmen pro Jahr teil.



Der Gesamtspeicher aller Daten der Uni beträgt 0,9 Petabyte, das sind etwa 900 Terabyte oder 900.000 Gigabyte – ohne die lokalen Festplatten.



80 km Glasfaserkabel sind in der Uni verlegt.

60 ZDV-Mitarbeiter sorgen dafür, dass das Internet und die PCs überall laufen.



Auf eine Tasse...



... mit Professorin Dr. Ellen Widder

Professorin Dr. Ellen Widder arbeitet am Mittelalterlichen Seminar der Philosophischen Fakultät. Im Gespräch erzählt die Historikerin von ihrer eigenen Studienzeit und weshalb sie keinen Fernseher besitzt.

Kupferblau: Guten Tag Professorin Widder, wie trinken Sie Ihren Kaffee am liebsten?

Professorin Widder: Traditionell trinke ich meinen Kaffee schwarz, aber in gemütlicher Runde auch gerne einen Milchkaffee.

Sie haben an der Uni Münster die Fächer Geschichte, Geographie, Pädagogik und Kunstgeschichte auf Lehramt studiert. Hatten Sie vor, Lehrerin zu werden?

Ich wollte nicht an die Schule. Tatsächlich, wenn ich aus dem Nähkästchen plaudern darf, lag mein Interesse in der klassischen Archäologie. Im fünften oder sechsten Semester kam ein Aspekt mit dazu, der etwas mit Vernunft zu tun hatte. So verbesserte das Lehramt meine beruflichen Chancen, da der Abschluss mir ermöglichte auch später im Archiv zu arbeiten.

Welche Dinge haben Ihnen als Studentin gefehlt?

Auf der einen Seite fehlt einem alles, aber auch nichts, weil man es in seiner Studienzeit nicht anders gewöhnt ist. Ich habe es als Reichtum empfunden, sich eine Flasche Wein unter Freunden zu leisten. Heute würde ich nicht mehr auf den Zugang zu Wissen verzichten können.

An welchem Ort haben Sie in Ihrer eigenen Studienzeit am liebsten gepaukt?

Der eigene Schreibtisch hat etwas Verlockendes – er steht in einer Umgebung, die die eigene ist. Das ist einerseits ein Gefühl von Wohlbefinden, man kocht sich Kaffee oder Tee und macht dies und das. Es hat aber auch Nachteile, weil man sich ständig ablenkt.

Schauen Sie in Ihrer Freizeit gerne mal Geschichtsdokumentationen oder bleiben Sie lieber beim Tatort?

Ich habe keinen Fernseher. Das liegt nicht nur daran, dass im Fernseher nur Schund läuft, sondern weil ich am besten am Nachmittag und am Abend arbeiten kann. Wenn ich also nach Hause komme und mir die Tagesthemata anschau, ist der Abend gelaufen. Deshalb ist es einfach eine Vernunftmaßnahme, keinen Fernseher zu besitzen. Trotzdem schauen mein Mann und ich ab und zu DVDs. Im Moment gerade ist es „The Wire“ von David Simmons, das finde ich unheimlich spannend.

mir: Ich brauche ein Croissant, einen Kaffee und einen schönen Ort. Also habe ich mir einen Cappuccino im Silberburg Café bestellt, davor ein Croissant gekauft, mich auf ein Bänkchen gesetzt und hatte den Gedanken: Es gibt nichts Schöneres.

Wie muss der ideale Student sein, der zu Ihnen ins Seminar kommt?

Geschichte ist nicht Jura und Betriebswirtschaft. Wenn man mit Geschichte leben möchte, muss man sich darauf einlassen. Die Grundvoraussetzung ist, dass man sich engagiert. Geschichte ist eine Wissenschaft, die mit Texten arbeitet, und das Lesen der Literatur erfordert Zeit. Man hat natürlich die Freiheit, die Texte nachts um zwei Uhr zu lesen, aber man muss es machen. Dann würde ich die Hoffnung nicht aufgeben, dass man im Studium etwas lernt.

Zum Schluss, Professorin Widder: Hätten wir heute auch über etwas Anderes sprechen können? Gab es einen Plan B?

Ich wollte Medizin studieren, aber das wäre vielleicht nicht das Richtige für mich gewesen. Was ich mir darüber hinaus überlegt hatte, aber das hatte man mir relativ früh ausgedreht, war ein Studium der Botanik. Diese Idee hätte aber ein Studium der Biologie bedeutet und das ist reine Genetik. Mit dem Bild, das mir von der Botanik vorschwebte, hätte ich mein Studium schon dreihundert Jahre früher beginnen müssen. Ich kann mir heute noch vorstellen, dass ich einen anderen Weg eingeschlagen hätte, aber es ist kein Nachteil, für mehrere Berufe geeignet zu sein. Dass ich ausschließlich Historikerin hätte werden können, würde ich sofort mit „Nein“ beantworten.



Professor Dr. Ellen Widder | Foto: Ann-Kathrin Knupfer

Ihre Forschung deckt ein breites Spektrum ab: unter anderem auch Stadtgeschichte des Mittelalters. Können Sie durch Altstädte gehen und das noch genießen?

Heute war so ein Tag – es war zehn Uhr morgens, die Sonne schien und ich bin durch Tübingen spaziert und dachte

Das Interview führte Ann-Kathrin Knupfer

Kultur

Kunst in 7 Minuten — Die erfolgreiche Poetry Slammerin Kathi Mock
Anke Kumbier

**Es gibt nur eine Wahrheit — Ein Porträt über eine Studentin
und ihren christlichen Glauben**
Pia Rox

Das neue Haus — Eine Band aus Tübingen
Aygul Rakhimkulova

Kunst in 7 Minuten

Porträt einer erfolgreichen Poetry Slammerin

von Anke Kumbier

locken die Baden-Württembergischen und die Deutschen Meisterschaften.

Professor Radon und die Blausäure

Einer der ersten Texte von Kathi handelt von der ewigen Konkurrenz zwischen den Universitätsbereichen Berg und Tal in Tübingen. Manchem Professor sind die Talstudenten ein richtiger Dorn im Auge. Einer von ihnen ist der fiktive Professor Radon in Kathis Text, der einen schwerwiegenden Entschluss fasst: Er will das Grundwasser mit Blausäure vergiften und wird in letzter Minute von der Superheldin Kathi daran gehindert. Kathi kommt aus der naturwissenschaftlichen Ecke, da stehen lyrische Texte oft nicht an erster Stelle. Daher war es am Anfang nicht immer leicht für sie ihre beiden Interessen miteinander verbinden zu können. Inzwischen funktioniert es sehr gut und sie ist froh darüber. „Für mich ist es sehr wichtig, diese Verbindung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu knüpfen und ich würde mir wünschen, dass es noch häufiger, gerade im Studium, geschieht.“

„Das Besondere beim Slammen ist der direkte Bezug zum Publikum. Je nach dessen Stimmung kommt ein Text gut

an oder auch überhaupt nicht.“ Kathi gefällt es besonders, den Erwartungen des Publikums zu widersprechen: Aus einem schmalen Gesicht, mit Kurzhafrisur strahlen große, braune Augen. Mit einem geblühten Kleidchen, Bluse und Leggings steht sie auf der Bühne. Da geht es dann ans Eingemachte, da wird es blutrünstig und gefährlich, wie bei Professor Radon oder der Fleischerin, die irgendwann auch Menschen filetiert.

Das Spiel mit den Erwartungen

Kathi hat sich auf Zweierlei konzentriert: Zum einen Kurzgeschichten voll schwarzem Humor, zum anderen Texte, bei denen der Inhalt in den Hintergrund tritt und dafür die Performance die wichtigste Rolle spielt.

So hält sie ein Plädoyer über die Wut, bei dem nicht der Inhalt, sondern die Verkörperung ihrer eigenen Wut das Ausschlaggebende ist.

Sie muss immer wieder neue Texte schreiben, denn was man einmal auf einer Bühne aufgeführt hat, darf man auf derselben nicht noch einmal vortragen. So schreibt sie mindestens einen Text pro Monat. Manchmal nimmt sie sogar Texte auf die Bühne, mit denen

sie noch nicht zufrieden ist. „Aber das ist nicht wichtig – gewinnen ist nicht wichtig, sondern der Spaß und das Dabeisein.“

Bis jetzt hat sie ihre Texte noch nicht veröffentlicht. Damit will sie warten, bis sie genügend Stoff für ein komplettes Buch zusammen hat. Ein eigenes literarisches Kunstwerk – nur viel länger als 7 Minuten.

Es ist eng, warm und viele Stimmen schwirren durch die Luft. Die Leute sitzen auf Bänken an der Wand, auf Hockern, der Boden wird beschlagnahmt und sogar auf der kleinen Bühne haben es sich die Zuhörer gemütlich gemacht. Nicht umsonst ist der LADEN auch als kuscheligster Poetry Slam Deutschlands bekannt. Jeden ersten Montag im Monat findet hier ein Poetry Slam statt. Kathi Mock ist fast immer dabei.

Was ist Poetry Slam aber eigentlich? Auch als Dichterwettbewerb bekannt, haben hier Menschen jeden Alters die Möglichkeit ihre geschriebenen Werke vorzustellen. In Tübingen hat jeder Slammer sieben Minuten Zeit, die Gunst des Publikums zu erwerben und eine Runde weiterzukommen. Im Finale entscheidet es sich, wer an diesem Abend als Sieger aus dem Wettbewerb hervorgeht.

Kathi hat hier in Tübingen studiert und schreibt gerade ihre Doktorarbeit in Biochemie. Ihre erste Berührung mit Poetry Slam war in einem Seminar des Career Services. Dort lernte sie, dass Slammen nicht nur aus Reimen besteht, sondern alles erlaubt ist, was mit Sprache zu tun hat. Die wichtigste Regel: Der Text muss selbst geschrieben sein. Singen, Instrumente oder andere Accessoires sind nicht erlaubt. Hier geht es um die Sprache, die Stimme und die Beziehung zum Publikum. „Gegenseitiger Respekt, zwischen Publikum und Slammer, aber auch untereinander ist dabei sehr wichtig“, sagt Kathi. Die 29-jährige kennt inzwischen die ganze Tübinger Szene und fühlt sich sehr wohl. Dabei ist sie auch über die Grenzen Tübingens hinaus bekannt. Oft ist sie in Reutlingen, Stuttgart oder Esslingen zu hören und zu sehen. Ihr am weitesten entfernter Auftrittsort war bis jetzt in Hannover. Dieses Jahr



Kathi Mock beim Schreiben
/ Foto: Anke Kumbier

/ Foto: bild-rausch.net

„Es gibt nur eine Wahrheit!“

Ein Porträt über eine Studentin und ihren christlichen Glauben

„Ich glaube, es regnet!“ „Ich glaube, diese Hose steht mir nicht!“ Diese Sätze kommen schnell über die Lippen. Viele junge Leute glauben heutzutage nicht mehr im eigentlichen, religiösen Sinne. Oder sie wissen nicht, was genau sie glauben sollen. Anja H. gehört nicht zu ihnen.



von Pia Rox

Nachdenklich schaut sie aus dem Fenster. Ihre Knie hat sie angezogen, die Schuhe ausgezogen. Draußen zwitschern die Vögel. Es ist 19 Uhr und immer noch angenehm warm. Sie setzt sich aufrecht hin, dreht sich um und sagt: „Ich glaube!“

Anja H. ist Christin. Sie studiert seit fast drei Jahren in Tübingen – Rhetorik und Medienwissenschaft. „Mein

„Die beste Entscheidung meines Lebens“

Studium macht mir Spaß, ich studiere gerne. Aber irgendwie freue ich mich trotzdem, dass ich im Sommer voraussichtlich meinen Bachelor in der Tasche habe.“ In ihrer Freizeit unternimmt sie viel mit ihren Freunden. Bei schönem Wetter spielen sie am liebsten

Frisbee im Botanischen Garten. Heute Abend steht aber etwas anderes auf dem Programm: Nachher geht es noch zu Campus für Christus.

Das Leben der 23-Jährigen dreht sich nicht nur um das Studium und ihre Freunde, sondern vor allem um Gott. „Ich vertraue darauf, dass es einen Gott gibt, der mich liebt, an den ich mich wenden kann Und der immer da ist“, sagt sie mit Überzeugung. Mit 13 Jahren entschied sich Anja, den christlichen Glauben in ihr Leben zu integrieren – sie ließ sich taufen. Diese Entscheidung überließen Anjas Eltern ihr selbst. Das ist so üblich in einer Freikirche. Die Kinder sollen selbst entscheiden, ob sie den Glauben annehmen oder nicht. So wie Anja. Ihre Eltern beteten viel mit ihr und erzählten ihr von Gott. Auch

in die Kirche ging sie regelmäßig. „Doch irgendwann war ich an einem

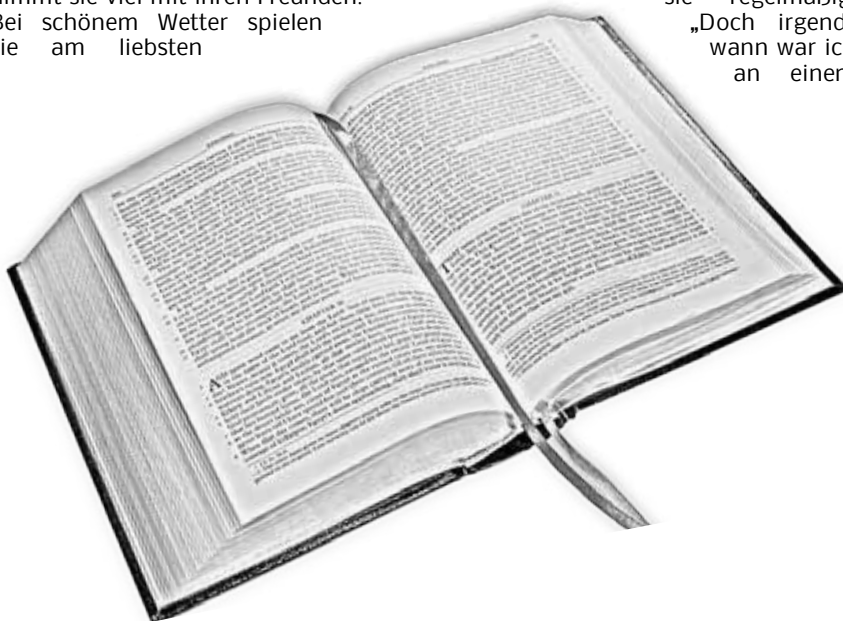
Punkt angekommen, an dem ich etwas sehr Wichtiges begriffen hatte“, sagt Anja. „Glauben ist keine Tradition, die man von den Eltern einfach so übernimmt. Man muss sich bewusst dafür entscheiden.“

Und das hat sie, bis heute. Sie nennt es die beste Entscheidung ihres Lebens.

Mit Gott frühstücken

„Ich bekomme es nicht immer hin, Gott und Jesus in meinen Alltag zu integrieren. Aber ich glaube, dass Gott deshalb nicht böse ist.“ Wenn sie nicht weiterweiß, liest sie in der Bibel – zwei bis dreimal die Woche. Das ist ein wichtiger Teil ihres Lebens. Besonders wenn sie etwas bedrückt, hilft ihr das. Beten tut sie auch, aber nicht im klassischen Sinne: „Ich bete. Das heißt für mich nicht, mich vors Bett zu knien und die Hände zu falten, sondern ich beziehe Gott in meinen Alltag ein, indem ich in Gedanken mit ihm rede.“ Sei es beim Frühstück, beim Einkaufen oder in einem ruhigen Moment in der Uni – mit Gott reden könne sie immer.

Doch in der Bibel zu lesen und mit ihm zu reden, ist für Anja nicht der einzige Weg, Gott in ihren Alltag zu integrieren. Gemeinschaft und der Austausch mit anderen über den christlichen Glauben sind für sie sehr wichtig. Wöchentlich leitet sie eine Kindergruppe bei den Pfadfindern. Jeden Freitag erzählt sie den Kleinen von Gott und liest aus der Bibel vor. Mit Christen in ihrem Alter trifft sie sich auch regelmäßig, denn viele ihrer Freunde sind Christen.



Um 20 Uhr beginnt das Treffen von Campus für Christus. Die Stuhlreihen sind voll besetzt. Doch kaum jemand sitzt. Vorne spielt eine Band. Sie singen Lieder – Lieder über Gott. Nicht nur die Band singt, sondern jeder im Raum. Einige stehen einfach da und singen, andere schließen dabei die Augen, ein paar strecken die Hände Richtung Himmel. Mitten unter ihnen ist auch Anja. Leicht wippt sie zum Takt der Musik hin und her. Heute ist bei Campus für Christus OASE – der offene Abend im Semester.

Campus für Christus

Hier trifft sich die christliche Studentengruppe einmal in der Woche, um gemeinsam zu beten und dem stressigen Uni-Alltag für einen Moment zu entfliehen. Zusammen singen sie Lieder über Gott und diskutieren über theologische Themen. Die Abende werden jede Woche von einer anderen Gruppe vorbereitet – jeder Hauskreis ist einmal dran. Auch Anja ist in einem Hauskreis, schon seit fast drei Jahren. Einmal wöchentlich treffen sie sich in der kleineren Runde, um zu beten, in der Bibel zu lesen und sich gegenseitig von ihrer Woche zu erzählen. „Das ist immer eine sehr vertraute Runde. Die meisten zählen mittlerweile zu meinen besten Freunden hier in Tübingen“, erzählt die Medienwissenschaftsstudentin. Besonders gefällt ihr die Offenheit in der Gruppe, denn hier kann Anja auch über ihre Fragen und Zweifel reden. „Natürlich zweifle ich, das ist ganz normal!“ Den anderen aus ihrem Hauskreis geht es nicht anders. Gemeinsam diskutieren sie und suchen nach Antworten: „Manchmal gibt es keine, deswegen heißt das ja auch Glauben“, sagt Anja mit fester Stimme, „Glauben bedeutet Vertrauen, nicht Wissen!“ Hauskreise und OASE-Abende zählen nicht zu den einzigen Aktivitäten von Campus für Christus, an denen Anja

„Ich glaube!“

teilnimmt. Zum Beispiel gibt es einmal im Jahr die WogeLe – die Woche des gemeinsamen Lebens. Mit Sack und Pack ziehen die jungen Christen für eine Woche in das Gemeindehaus. Jeder lebt so weiter, wie gewöhnlich, nur mit einem Unterschied: Sie essen, wohnen und schlafen für eine Woche woanders. Das Gemeindehaus ist in dieser Zeit kaum wiederzuerkennen: Überall liegen Schlafsäcke und Isomatten herum,



mehrere Tische stehen aneinander gereiht und auf dem großen, braunen Sofa sitzt immer jemand. „Man muss sich das wie eine große WG vorstellen. Zwar kommt der Schlaf dabei immer ein bisschen zu kurz, aber dafür ist das jedes Mal eine unvergessliche Zeit“, so Anja. An Campus für Christus gefällt Anja besonders, dass einfach jeder kommen kann – egal ob und an was er glaubt. „Man muss auch nicht immer alles gut finden, das tue ich auch nicht. Da bei uns verschiedene christliche Konfessionen vertreten sind, gibt es auch sehr viele verschiedene Meinungen“, sagt Anja. Aber was genau glaubt sie eigentlich?

„Ich glaube an Jesus Christus. Ich glaube, dass Jesus tatsächlich gelebt hat, also auch im historischen Sinne. Er ist am Kreuz gestorben und auferstanden. Ich glaube, dass Gott die Erde und somit auch jeden Menschen geschaffen hat. Das heißt, jeder Mensch ist gewollt und Gott wünscht sich eine Beziehung zu jedem einzelnen!“ Das sind ihrer Meinung nach auch die zentralen Aussagen der Bibel. Der Rest ist für Anja nicht relevant. Sie persönlich glaubt beispielsweise nicht an die Schöpfungsgeschichte wie sie in der Bibel steht. Zentral sei nur, dass Gott die Erde geschaffen hat, egal wie das genau abgelaufen ist. „Gott ist allmächtig und kann somit auf jede erdenkliche Art die Welt und den Menschen geschaffen haben“, so die junge Christin.

„Andere Religionen sind falsch!“

Bis sie ihren Glauben so deutlich definieren konnte, ist einige Zeit vergangen. Vieles ist ihr erst im Laufe der Jahre klar geworden: „Wenn ich jetzt auf die Zeit zurückblicke, in der ich mich habe taufen lassen, denke ich oft, dass ich damals noch einiges überhaupt nicht verstanden habe. Aber das hat sich im Laufe der Jahre weiter entwickelt und wird sich in Zukunft auch noch fortsetzen.“ Denn laut der 23-Jährigen lernt man bekanntlich nie

aus. Doch eines hat sie für sich definiert: Es gibt nur eine Wahrheit – und zwar die Wahrheit Gottes. Aber von welchem Gott? Für Anja gibt es nur den christlichen Gott – und das ist nicht der gleiche wie in den anderen Religionen, da es für sie zu viele Unterschiede zwischen den Darstellungen von Gott gibt. „Wenn ich nicht glauben würde, dass das, was ich glaube, die Wahrheit ist, dann würde ich es nicht glauben. Und daher müssen rein logisch gesehen, die anderen Religionen falsch sein.“ Mittlerweile ist es draußen dunkel. Der offizielle Teil des OASE-Abends ist zu Ende. Anja unterhält sich noch mit ein paar Freunden. Die Stühle stehen nicht mehr in Reihen, sondern wurden zu kleinen Gruppen zusammengestellt. Die ersten verabschieden sich schon. Es ist 23 Uhr und Campus für Christus für heute vorbei. Nächste Woche Donnerstag treffen sich die Studierenden wieder – so wie jede Woche.

| Illustrationen von Henrike Ledig

Das neue Haus bringt uns zum Tanzen

Die Band **Das neue Haus** ist erst anderthalb Jahre alt und schon sehr bekannt für ihren außergewöhnlichen Stil: ElektrOriental Tüb-Hop. Ein Gespräch mit den Bandmitgliedern Albenca, Ja4, Jamira und Siro.

| Foto: Beke Weis

Wie seid ihr auf die Idee gekommen, eine Band zu gründen?

Albenca: Ich habe mir einen Laptop gekauft, um Musik zu machen. Danach ist mir Ja4 begegnet. Er spielte damals Dudelsack und ich lud ihn zur Probe ein. Wir probierten es mit ein paar Beats und der Gitarre aus. Als dritte kam Jamira mit ihrer Geige zur Band. Eines Tages war Siro mit Tumbur bei Freunden und hat ein paar Lieder gespielt – seit diesem Tag ist die Band vollständig! Im Februar 2012 wurde unsere Band geboren.

Wer hat sich den Namen ausgedacht?

Ja4: Das war ein langer Weg. Der Name kam einfach zu uns, wie von selbst. Wir alle sind so unterschiedlich wie die einzelnen Zimmern in einem großen Haus. Zusammen sind wir aber eine Einheit und machen immer etwas Neues.

Wie war euer erster Auftritt?

Jamira: Das war eine tolle Erfahrung. Fast alle unsere Freunde kamen. Klar waren wir aufgeregt, trotzdem haben wir es genossen. Die Stimmung war sehr familiär. Das war im Mai 2012 bei

der Tübinger Kulturnacht im „Chez Michel“.

Wie entstehen eure Lieder?

Siro: Jeder bringt seine Ideen ein und dann besprechen wir gemeinsam, was wir daraus machen können. Wir proben oft und immer wieder entstehen neue Versionen von Liedern. Wir haben Songs mit Texten auf Deutsch, Englisch, Schwedisch und Kurdisch – jeder schreibt seine Texte selbst und singt sie.

Wo seid ihr in letzter Zeit aufgetreten?

Albenca: Wir haben schon viel in diesem Jahr erlebt: wir sind im Sudhaus beim „Plattform No Budget Medienfestival Tübingen“ und beim „Lagerfeuer Konzertabend“ aufgetreten. In Reutlingen waren wir beim „Sturm & Klang Festival“ im Franz.K. dabei. In das Neujahr sind wir in Brüssel beim „New Year's Eve @ Azira“ gestartet. Wir haben auch in Freiburg im Susi Café gespielt. Im Juni waren wir beim „RACT-Festival“ in Tübingen dabei. Das waren alles tolle Auftritte!

Ihr habt letztes Jahr den Regio.Music.Spot-Bandcontest gewonnen! Wie war das für euch?

Siro: Das hat sehr viel Spaß gemacht! Wir waren aufgeregt und gleichzeitig haben wir es genossen. Über die Studioaufnahmen, die wir gewonnen haben, freuen wir uns sehr. Wahrscheinlich fangen wir im Herbst mit den Aufnahmen an. Bis dahin werden wir unsere Lieder verbessern und wollen noch ein paar neue Songs schreiben.

Was ist für dieses Jahr noch geplant?

Jamira: Unsere Auftritte sind schon bis August vorgeplant: am 4.Juli sind wir beim Stadtfest Tübingen, der Schöner-WohnenBühne und dann in Stuttgart beim „U&D Festival.“

Woher nehmt ihr eure Inspiration?

Ja4: Tübingen hat eine besondere Seite, die inspiriert. Diese Stadt ist lebendig und kreativ. Hier ist es einfach, einander gut kennenzulernen, auch wenn man so verschieden ist wie wir. In Berlin hätte es vielleicht nicht geklappt, dass wir vier eine Band gründen.

Das Interview führte Aygul Rakhimkulova.

Weitere Infos und Termine auf der Homepage der Band <http://www.das-neuehaus.com/>

Fürs Leben gern ein Stuttgarter.

Stuttgarter
Hofbräu



Würzig - frisch



Einmal Wind und Regen, bitte!

Eine kurze Geschichte von fast allem Irischen



In Irland gibt es mehr Pubs als Einwohner, heißt es. Die irische Stadt Cork im Süden der grünen Insel, erfüllt dieses Klischee mühelos. An jeder Straße reiht sich ein Pub an den anderen. Hier verbringe ich ein Semester und entdecke Unterschiede und Gemeinsamkeiten. Schnell lerne ich, dass man Beamish statt Guinness trinkt, zu Pommes Chips sagt und immer einen Schirm bei sich haben sollte.

Von Isabell Wutz

Mein erstes Erstaunen gilt den Schildern, den Plakaten und auch dem Universitätslogo. All dies und noch mehr sind auf Englisch und auch auf Irisch, also zweisprachig! Die alte Sprache ist noch sehr präsent im Alltagsleben. Doch auch wenn sie fast keiner mehr spricht, halten die Iren stolz an diesem Erbe fest. Die eigenartige Sprache ist für jeden Nicht-Iren eine wahre Herausforderung. Ich selber drücke mich vor einem Sprachkurs, doch spätestens bei einer Vorstellungsrunde komme ich ins Schwitzen. Irische Namen wie Siobhan, Aiofe, Daire oder Taigh sind für mich einzigartig unaussprechlich. Meine irischen Freunde haben jedoch ihren Spaß, wenn ich versuche, die Namen richtig zu sagen. Es ist aber immer das selbe: Hört man irische Namen, weiß man nicht, wie man sie schreiben soll und liest man irische Namen, spricht man sie garantiert falsch aus. Oft genug bin ich mir nicht einmal sicher, ob es ein männlicher oder weiblicher Name ist.

Welcome und Fáilte

Nach längerem Aufenthalt kann ich nun sagen: Irland hat lediglich zwei Jahreszeiten, Frühling und Herbst. Schon klar, Irland ist nicht für seine sonnigen Tage bekannt – aber, dass mir nach knapp vier Wochen drei Regenschirme kaputt gingen, ist schon ein wenig ärgerlich. Irgendwann wird mir klar: Gegen Wind und Regen kommt man nicht mit einem klapprigen Regenschirm an. Jetzt mache ich es den Iren nach und stapfe selbstbewusst ohne Schirm durch das irische Wetter.

The early bird catches the worm

„Messt euch nicht mit den Iren im Trinken!“, das wird gleich zu Beginn allen internationalen Studenten ans Herz gelegt. Ob diese Behauptung stimmt, überprüfe ich in den zahlreichen Pubs und Clubs der Stadt. Mühelos werden die Iren ihrem Klischee gerecht, während ich mich noch an die üppigen Alkoholpreise gewöhne. Schnell treten die trinkfesten Iren aber in den Hintergrund, als ich erfahre, dass es nicht erlaubt ist, öffentlich Alkohol zu konsumieren. Wehleidig denke ich an schöne Zeiten im Sommer, wenn man in Tübingen auf der Wiese oder auf Kirchenstufen sitzt und ein Bier trinkt. Und als wäre das nicht genug, machen auch noch alle Nachtläden um zwei Uhr zu. Da hilft es dann auch nichts mehr, in eine „Late Bar“ zu gehen, die bis um halb drei geöffnet hat. Während man

Zwei Dinge sind für die Pubs in Irland charakteristisch – das Bier und die Musik. In Cork gilt: Hier trinkt man kein Guinness, sondern das lokal gebraute Beamish oder Murphys, wenn man dazugehören will. Respekt von den Einheimischen erlangt man aber nur, wenn man auch den Unterschied zwischen den verschiedenen Pints erkennen kann. Für mich schmecken alle Sorten zu bitter, um sie zu unterscheiden. Stattdessen trinke ich einfach einen guten irischen Whiskey. Mit dem passenden Getränk in der Hand und der unglaublich guten Live-Musik wird ein jedes Pub zum zweiten Wohnzimmer.

„Endlich mal kein Fußball“

Das denke ich mir, denn auch der Sport in Irland ist einzigartig anders. Hier spielt man lieber Gaelic Football, eine Mischung aus Fußball und Rugby, oder Hurling. Bei Hurling sagt man sogar, es sei die schnellste Sportart der Welt. Dabei wird versucht mit Schlägern einen kleinen harten Ball in das gegnerische Tor zu schießen. Auch wenn dieser Sport kaum Begeisterung außerhalb Irlands findet, in Irland selbst sind alle Generationen involviert und verfolgen gespannt jedes Spiel. Bevor ich meinen Auslandsaufenthalt angetreten habe, dachte ich, dass sich Deutschland und Irland ähnlich sind. Man spricht zwar eine andere Sprache, aber Irland ist trotzdem ein Land in Europa – wie anders kann das schon sein? Sehr anders, lautet die Antwort. Auch wenn ein großer Kulturschock ausbleibt, die kleinen Dinge zu entdecken, ist doch immer am Schönsten.



| Fotos: Isabell Wutz

in Deutschland öfter um vier noch die Tanzfläche rockt, liegt man in Irland um halb drei schon seelig schlummernd im Bett. Was man daraus lernt: Einfach früher mit dem Feiern anfangen.



Walter Jens im Jahr 2004 | Foto: Archivbild © Universität Tübingen

Wissenschaft

**Vergessen und vergessen werden — Eine Erinnerung
an das Leben von Walter Jens**

Kera Cook

**Tübingen als Experiment — Was Werbe- und Konsumforschung
aus einer Stadt wie Tübingen lernen könnte**

Alexander Link

**Der Mann mit der Lizenz zum Schreiben — Eine ungewöhnliche
Abschlussarbeit**

Ewa Paprotny

**Waisenkinder der Medizin — Das Zentrum für
Seltene Erkrankungen forscht seit 2010 in Tübingen**

Christopher Glück

**Zeugnisse aus einer fremden Welt — Ein Rundgang durch
das Paläontologische Museum**

Patrick Sorg

Ein bärenstarkes Team — Tübinger Studierende verarzten Kuscheltiere

Charlotte Hütten

Walter Jens

(1923 – 2013)

Vergessen und vergessen werden

Eine Erinnerung an das Leben von Walter Jens

Am 10. Juni verstarb einer der letzten Universalgelehrten Deutschlands im Alter von 90 Jahren: Walter Jens. Der große Rhetor, Altphilologe und Publizist geriet in den letzten Jahren seines Lebens immer mehr in Vergessenheit; seine zunehmende Demenz machte öffentliche Auftritte nahezu unmöglich. Was hätte Walter Jens wohl von seinem Leben zu berichten gehabt, wenn er sich am Ende noch hätte erinnern können?

von Kera Cook

Vielleicht hätte er erzählt, wie er aufgrund seines Asthmas ein Fußballfeld nur als Zuschauer betreten konnte. Wie ihm sein Asthma andererseits aber auch die Freiheit gab, um die ihn viele Männer seines Jahrgangs beneideten. Er musste zeitlebens nie eine Waffe ergreifen. Die Waffen mit denen Walter Jens sein Leben bestritt, blieben sein Verstand und sein Wort. Als nächstes hätte er wohlmöglich davon gesprochen, wie er sein Rigorosum im Luftschutzbunker ablegte und seinen wissenschaftlichen Siegeszug durch Deutschland antrat, der ihn schließlich über Hamburg und Freiburg nach Tübingen führte. Dort stieß er die Neugründung für das rhetorische Seminar an und legte somit den Grundstein für die heutige Tübinger Rhetorik, wie es sie deutschlandweit nur dieses eine Mal an der Eberhard Karls Universität gibt.

Ein wissenschaftlicher Siegeszug

Möglicherweise hätte er erwähnt, wie er zusammen mit seiner Frau Inge an der Sitzblockade vor dem Atomwaffendepot in Mutlangen teilnahm und zu einer Art Galionsfigur der Friedensbewegung in den 80er Jahren wurde. Oder, wie er wegen Beihilfe zur Fahnenflucht vor Gericht gestellt wurde, weil er flüchtige US-Soldaten aus dem Golfkrieg bei sich zu Hause versteckt hielt.

Er hätte erzählen können, wie er und Hans Küng zu Verfechtern der aktiven Sterbehilfe wurden. Dass er ein Leben

ohne Geist und Verstand nicht für lebenswert genug hielt, um weiter daran festzuhalten. Was hätte er wohl zu seinem eigenen Zustand am Ende seines Lebens gesagt?

Galionsfigur einer Friedensbewegung

Hätte er sich zu seiner mutmaßlichen Nähe zur NSDAP geäußert, wegen der er immer wieder in den Fokus der Presse geriet?

Oder hätte er lieber über seinen späten Erfolg im Alter von 80 Jahren gesprochen. Mit seiner Frau Inge verfasste er das Buch „Frau Thomas Mann. Das Leben der Katharina Pringsheim“, das zu einem Bestseller avancierte, der sich wochenlang auf Platz zwei der meistverkauften Bücher hielt.

Walter Jens konnte seine Erfolge und sein Lebenswerk nicht mehr würdigen. Aber andere konnten das: So wie beim Symposium der Tübinger Rhetorik anlässlich seines 90. Geburtstags. Dort erinnerten unter anderem Rektor Bernd Engler, Oberbürgermeister Boris Palmer und Professor Dr. Joachim Knappe an den Walter Jens, den sie kennenlernen durften: den Literaturhistoriker, den Übersetzer, den Kritiker, aber vor allem den Redner und den Urvater der Allgemeinen Rhetorik in Tübingen.

Tübingen als Experiment

Was Werbe- und Konsumforschung von einer Stadt wie Tübingen lernen könnte

Die Mails von den Verteilern der Uni quellen über: Befragungen über Befragungen. Aber was für Viele nervig erscheint, ist für die Forschung immens wichtig. Einige Städte werden dabei direkt von Wissenschaftlern auseinandergenommen. Welche Rolle könnte Tübingen dabei spielen?

von Alexander Link

Die pfälzische Stadt Haßloch ist langweilig normal – und deswegen etwas Besonderes: Sie gilt als das repräsentativste Städtchen in Deutschland. Ganz anders als Tübingen. Die Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) testet dort neue Werbespots und Anzeigen, die es noch nirgendwo gibt. In Supermärkten soll später dann der beobachtete Einkauf von Kunden auf die „tatsächliche Wirkung“ der Werbung erschlossen werden. Ein Experiment, das man auch in Tübingen machen könnte?

Laut GfK stimmen erstaunliche 90% der Ergebnisse aus Haßloch mit dem späteren Absatz überein. Eine gute Quote. Aber funktioniert Forschung in Haßloch wirklich so gut wie behauptet? Und wenn ein Experiment für eine ganze Stadt – was sehr an den Film „Truman-Show“ erinnert – funktioniert, könnte man dann nicht auch Erkenntnisse aus Tübingen ziehen?

Dr. Tino Meitz, Medienwissenschaftler und Werbeforscher an der Uni Tübingen, ist solcher Forschung gegenüber eher skeptisch: „Haßloch ist eine Stadt, die in sehr vielen für Konsum relevanten Merkmalen mit dem Bundesdurchschnitt übereinstimmt“, erklärt er die Gründe für die Wahl der Stadt als ein Mekka der Konsumforschung. Dennoch sollte man die Forschung auch dort kritisch betrachten: „Haßloch gibt nicht die Konsumwirklichkeit wieder“, so Dr. Meitz.

Gründe gibt es viele: Auch die Kleinstadt stellt nicht in allen Merkmalen den Bundesdurchschnitt dar, über den man etwas herausfinden möchte. Viele Otto-Normal-Verbraucher machen noch keine Kopie des ganzen Landes. Außerdem sind die Befragungen höchst selektiv, denn die Teilnahme ist freiwillig, entsprechend machen eher Personen mit, die der Konsumforschung gegenüber positiv eingestellt sind. Dr. Meitz vermutet sogar optimistische Verzerrungen bei den Befragungen: „Ich würde sagen, dass

das Bild grundsätzlich positiver gegenüber Konsum sein dürfte.“ Außerdem sind auch Trozeffekte, die sogenannte Reaktanz, nicht unüblich. Merken die Menschen, dass sie immer wieder gezielt mit neuer Werbung konfrontiert werden? Konsumieren sie vielleicht bewusst die beworbenen Produkte nicht mehr oder boykottieren Befragungen? Solche Effekte würden

durch Forschung hier Rückschlüsse auf bestimmte Zielgruppen, wie beispielsweise den 19 bis 29-Jährigen, bekommen könnte. „Erhebungen in Tübingen sind also sinnvoll, wenn man sich den Grenzen der Aussagekraft bewusst ist“, so Dr. Meitz. Für Gesamtdeutschland würde man in Tübingen wohl kaum repräsentative Befragungen hinbekommen.

Außerdem müsste man diese Konsumforschung dann auch eher in homogenen „Studenten-Stadtteilen“ wie dem WHO oder dem französischen Viertel betreiben. Dr. Meitz bezeichnet sie als „einzelne Stadtteile, die sehr geschlossen sind und das Bild, das man von Tübingen kolportiert, auch eher darstellen können.“ Denn nicht jeder Stadtteil ist gleichermaßen studentisch – die Kluft zwischen alter und junger Stadtbevölkerung ist groß. Daher kann man Tübingen wahrscheinlich als Ganzes sowieso nicht als repräsentative Stadt für irgendeine Zielgruppe verwenden. „Ich würde Tübingen nicht als symptomatisch bezeichnen“, merkt Dr. Meitz daher an.

Doch wenn weder Haßloch noch Tübingen hundertprozentig sichere Ergebnisse liefern können, bleibt ein wesentlicher Vorteil: die billigen Produktionskosten. Um die Einführung eines neuen Joghurts oder die Beliebtheit einer kleinen Werbekampagne zu testen, lohnt es sich kaum, bundesweite Umfragen in den Zielgruppen zu machen.

Um junge Zielgruppen zu erforschen, könnte man also auch in Teilen Tübingens Konsum- und Werbeforschung betreiben, wenn Zeit und Geld fehlen und man sich der jungen Zielgruppe bewusst ist: „Tübingen als ein Soziotop eignet sich dann, wenn die Forschung gewisse Fragen unbedingt beantworten will“, so Dr. Meitz.

Forschungsökonomie nennt man das. Und die gibt es in der Wissenschaft nicht selten. Aber Tübingen wird wohl nie zu einer Modellstadt werden, denn dafür ist Tübingen einfach zu bunt.

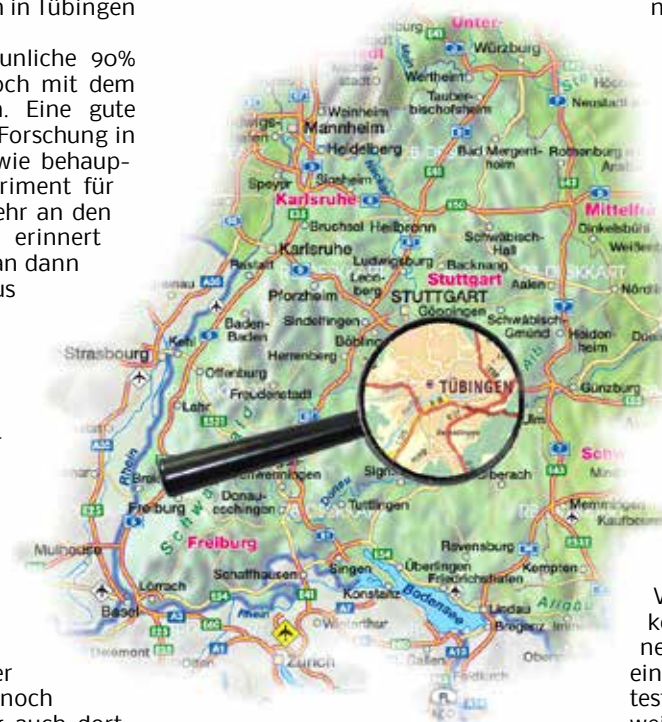


Illustration: OpenStreetMap

wahrscheinlich auch in Tübingen auftauchen. Warum sollte man also Tübingen überhaupt als Modellstadt verwenden? Ginge das überhaupt und wenn ja, für welche Forschungsfragen?

Stichproben aus Tübingen könnten gewisse Rückschlüsse auf Gruppen in Gesamtdeutschland zulassen. Denn Tübingen hat eine interessante Bevölkerungsstruktur: „Eine junge Stadt, ein gewisses politisches Meinungsbild, ökologisch interessierte Menschen – eine typische Studentenstadt“, bringt Dr. Meitz an. So ließe sich überlegen, ob man

Der Mann mit der Lizenz zum Schreiben

Eine ungewöhnliche Abschlussarbeit

von Ewa Paprotny

James Bond und der Kalte Krieg – Kaum jemand würde erwarten, dass sich diese zwei Dinge unter einen Hut bringen lassen.

Einer hat es trotzdem geschafft: Matthäus Wehowski. Seine Bachelor-Arbeit in Geschichte handelt von der Darstellung der Sowjetunion in den James-Bond-Filmen während des Kalten Krieges 1977 bis 1989. Solch eine Arbeit wäre vor einigen Jahren noch undenkbar gewesen: Einmal wegen des zeitlichen Abstands und weil die James-Bond-Filmreihe parallel zum aktuellen Geschehen gedreht wurde.

Das war nicht von Anfang an so. Obwohl die Romane von Ian Fleming, die als Vorlage für die Filme dienen, stets sowjetische Agenten als Gegenspieler von 007 vorsahen, traute sich selbst Hollywood nicht, diese auch so zu drehen.

Die Filme

wurden entpolitisiert. Erst ab 1977 ändert sich das. Da Fleming starb und neuer Stoff für die Filme fehlte, wurde viel dem Zeitgeschehen entnommen. Deshalb wird anhand der Filme die damals aktuelle Lage im Kalten Krieg sichtbar. Je nachdem, ob gerade eine Entspannungs- oder Bedrohungssituation vorlag, ändert sich der Inhalt. Dennoch wird die sowjetische Seite nie gänzlich schlecht dargestellt und es gibt immer einen Kollaborateur neben dem Bösewicht.

Wie kommt man darauf, die Filme in diesen Zusammenhang zu betrachten? Quasi per Zufall: Matthäus trug ein Referat vor, bei dem er eine kurze Szene aus „Octopussy“ zur Verdeutlichung seiner Thesen zeigte. Das begeisterte Prof. Dr. Klaus Gestwa so sehr, dass er ihm die Lizenz erteilte, weiter zu forschen. Matthäus meint, dass er zwar ein großer Fan der Filme sei, jedoch selbst nicht auf die Idee gekommen wäre, einen kommerziellen Spielfilm als Quelle für eine wissenschaftliche Arbeit zu nutzen. Für diese spezielle Bachelor-Arbeit bekam er eine 1,3 und der Auftrag wurde erfolgreich ausgeführt.



Matthäus Wehowski in einem Museum in Russland | Foto: Privat

Waisenkinder der Medizin

Das Zentrum für Seltene Erkrankungen forscht seit 2010 in Tübingen

Merkwürdige Symptome, unklare Diagnosen, seltene Erkrankungen – ein Fall für Dr. House? Nein. Es mag zuerst nach Fernsehserie klingen, doch damit beschäftigt sich das Zentrum für Seltene Erkrankungen in Tübingen jeden Tag.

von Christopher Glück

Herr P. stolpert, er schwankt mit geschlossenen Augen, teilweise zittert er. Er sucht seinen Hausarzt auf. Jedoch weder dieser noch ein Neurologe können eine Diagnose treffen. Trotz der Empfehlung, Stress, Belastung sowie Alkoholkonsum zu reduzieren, werden die Veränderungen stärker...

Was bedeutet „selten“?



Dr. Holm Graessner,
Geschäftsführer des ZSE

Auch wenn dieser Fall wie ein Einzelschicksal und Herr P. wie ein Waisenkind der Medizin aussehen mag: Deutschlandweit sind mindestens drei Millionen Menschen von einer seltenen Erkrankung betroffen. Selten ist eine Erkrankung, wenn in der Europäischen Union nicht mehr als fünf von 10.000 Einwohnern daran leiden. Daher gibt es viele Erkrankungen, die ein einzelner niedergelassener Arzt selten oder nie zu Gesicht bekommt. Bei diesen ist er allein oft nicht im Stande, eine ausreichende Diagnose zu stellen und eine Therapieempfehlung zu geben. Bei den seltenen Erkrankungen ist eine Zusammenarbeit von Spezialisten aus verschiedenen Fachdisziplinen notwendig. Diese ärztliche Kooperation ist am Zentrum für Seltene Erkrankungen (ZSE) der Normalfall. Entstanden aus einem EU-Forschungsprojekt über neurologische Bewegungsstörungen, den Ataxien, umfasst das ZSE mittlerweile zwölf Spezialzentren, unter anderem für Augen-, Hauterkrankungen und genitale Fehlbildungen.

Um niedergelassenen Ärzten, aber auch nicht-spezialisierten Klinikärzten, Wissen über seltene Erkrankungen zu vermitteln, hat das ZSE im Jahr 2011 die Fortbildungsakademie für seltene Erkrankungen eingerichtet. Deren Ziel ist nicht, alle Ärzte zu Experten für seltene Erkrankungen zu machen. Es geht vielmehr darum, nicht-spezialisierten Ärzten einfache Signale zu erklären, die zur Erkennung von seltenen Erkrankungen verwendet werden können. Denn nur dann kann ein Arzt Patienten auch zu Ärzten mit entsprechendem Spezialwissen überweisen. Spezialwissen ist notwendig, denn seltene Erkrankungen sind komplexe, häufig genetisch verursachte Multi-Organ-Erkrankungen. So leidet zum Beispiel Herr P. an einer spinocerebelläre Ataxie. Insgesamt gibt es ca. 8.000 seltene Erkrankungen.

Meist genetische Ursachen

Interdisziplinäre Forschung wird benötigt, um entsprechendes Spezialwissen zu erlangen. „Was seltene von häufigen Erkrankungen unterscheidet, ist, dass oft wenig Wissen über sie existiert. Zudem sind sie meist genetisch verursacht“, sagt Dr. Holm Graessner, Geschäftsführer des ZSE. Um die genetischen Ursachen zu finden, kann dank neuester Technologie die DNA auf einmal entschlüsselt werden. Mit diesem Wissen entwickelt man im nächsten Schritt Zellmodelle, welche die gleiche genetische Veränderung besitzen. Anhand dieser Modelle werden beispielsweise Medikamente getestet. Wichtig ist die Zusammenarbeit mit anderen Universitätskliniken. Dies nutzt nicht nur der Forschung, sondern auch Patienten. So erfolgte eine gemeinsame Etablierung eines Lotsensystems, das Patienten und

Ärzte mit entsprechender Expertise zusammenbringt.

Durch Geld aus verschiedenen Forschungstöpfen kann das ZSE Spezialambulanzen betreiben, in denen Patienten betreut werden. Zudem baut das ZSE gerade ein Fundraising auf, um mithilfe von Spenden Versorgung und Forschung weiter zu verbessern.

Einrichtungen wie das ZSE in ganz Deutschland aufzubauen und nachhaltig zu finanzieren, ist das Hauptziel des ersten Nationalen Aktionsplan für Menschen mit seltenen Erkrankungen. Die Bundesministerien für Gesundheit, Bildung und Forschung erstellten diesen Plan unter Mitwirken des ZSE.

„Auch wenn die Aufmerksamkeit für das Thema gestiegen ist“, so Dr. Graessner, „muss noch viel getan werden.“ Für die meisten seltenen Krankheiten gibt es noch keine medikamentöse Therapie, dennoch kann geholfen werden. Spezielle Physiotherapien können bei Ataxien wie im Fall des Herrn P. die Symptome erleichtern. Mit dieser Unterstützung wird die Lebensqualität von Waisenkindern der Medizin wie Herrn P. verbessert.



Ataxie-Patientin bei der Physiotherapie
| Bilder: ZSE Tübingen



Ein bärenstarkes Team

– TeddyDocs im Einsatz –

Tübinger Studierende verarzten Kuscheltiere

Tübinger Studierende behandeln ungewöhnliche Patienten: Kuscheltiere. Schonend bringen Sie Kindern im Vorschulalter den Besuch beim Arzt oder im Krankenhaus näher und lernen dabei selbst einiges für das spätere Berufsleben.

von Charlotte Hütten

Tim ist aufgeregt. Sein Teddy hat eine gebrochene Pfote. Deswegen wird er heute von den TeddyDocs behandelt, die ihre ambulante Sprechstunde in Tims Kindergarten abhalten. Sorgfältig untersucht eine junge Medizinstudentin Tims Bären.

Die aus Skandinavien stammende Idee soll Kindern den Besuch beim Arzt oder im Krankenhaus nahe bringen und ihnen somit die Angst davor nehmen. Die Kinder schlüpfen in die Rolle fürsorglicher Eltern und begleiten ihren Teddybären zum Arztbesuch. Dafür engagieren sich die Tübinger Medizinstudenten bereits seit 2001 und gehören somit zu einer der ersten Fakultäten Deutschlands, die dieses Projekt unterstützt.

Als TeddyDoc ist auch schauspielerisches Talent gefragt

Mitmachen ist ganz einfach: Vor jeder Aktion wird ein TeddyDoc-Training abgehalten. Hier werden den Interessierten von erfahrenen Kommilitonen Szenen aus dem Teddyklinik-Alltag vorgespielt und grundlegende Fragen beantwortet. Auch schwierige

Situationen werden besprochen. Wie gehe ich zum Beispiel damit um, wenn ein Kind erzählt, sein Teddy habe Krebs? Hier gilt: schauspielerisches Talent erproben, Einfühlungsvermögen beweisen und die Kinder ernstnehmen. Ist dieses Training einmal absolviert, können die TeddyDocs sooft teilnehmen wie sie möchten. Dieses Angebot gilt für Humanmedizin-, Pharmazie- und Zahnmedizinstudenten.

Nicht nur die Kinder lernen den Arztbesuch spielerisch kennen, sondern auch die Studierenden können erste Praxisluft schnuppern. Von der Patientenaufnahme, über die umfassende Diagnose bis zum Apothekenbesuch wird versucht, alles möglichst realistisch nachzuspielen. Dabei sind auch kleine Fehler kein Problem: „Das ist den Kindern ja egal, ob du vergessen hast in die Augen zu leuchten“, sagt Cornelia Wagner, 23, die im achten Semester Medizin studiert. Außerdem lernen die Studierenden, wie man richtig mit Kindern umgeht. Das ist nicht nur interessant für die angehenden Kinderärzte, sondern wird in fast allen medizinischen Fachbereichen gebraucht.

Organisationstalent und Ideenreichtum sind vor allem bei der großen stationären Klinik in Stuttgart gefragt: Zelte bestellen, Einladungen rausschicken und TeddyDocs einteilen. Hier bieten die Studierenden den Kindern eine große Show. Mit einem echten Krankenwagen liefern sie einen speziellen, mit

Reißverschlüssen und Stofforganen versehenen Teddy ein und operieren ihn unter staunenden Kinderaugen. Doch auch im ambulanten Bereich haben die TeddyDocs so ihre Tricks.

Kleine Tricks sorgen für strahlende Kinderaugen

Möchte ein Kind den Herzschlag seines kleinen Lieblings abhören, hält der Arzt den Bären in seiner Hand und klopft unauffällig gegen den Rücken des Tieres. „Es ist richtig cool, wenn das Kind das Klopfen hört und die Augen anfangen zu strahlen: Mein Teddy hat ein Herz!“, erzählt Cornelia begeistert. „Wir gehen auch immer raus und freuen uns, weil die Kinder sich so gefreut haben. Das ist ein Geben und Nehmen“, betont Cornelia Kommilitonin Julia Bäßler, 23. Nicht nur Teddybären werden behandelt: Von der Plüsch-Riesenschlange bis hin zum einfachen Kissen, ist im Teddyklinik-Alltag alles vertreten. Kaputte Teddybären flicken die TeddyDocs jedoch nicht. Das führt schon mal zu Missverständnissen.

Wenn man die beiden engagierten Medizinstudentinnen fragt, was sie sich für die Teddyklinik in Zukunft wünschen, gibt es nur eines: „Alles soll so weitergehen wie bisher! Ist doch schön, wenn man in zehn Jahren sagen kann: Das haben wir mit aufgebaut!“

Cornelia Wagner
im OP der stationären Teddy-Klinik
Stuttgart
| Foto: Bäßler





FRISURENSTUDIO

Marc Böckle

Zeugnisse aus einer fremden Welt

Ein Rundgang durch die Welt der Saurier

von Patrick Sorg

Studenten mit weißen Kitteln und Reagenzgläsern laufen hektisch durch die Gegend. Links und rechts Labortüren, in der Mitte ein Eingang zu einem lichtdurchfluteten Treppenhause. Ebendort hängen Schieferplatten mit Meeresreptilien an den Wänden. Ein Sauriermuseum eingebettet in Forschung und Lehre.

Die Steintreppe führt an vielerlei Meeresreptilien vorbei, hinauf in den ersten Stock des Paläontologischen Instituts. Dort befindet sich ein Großteil der Ausstellung. Alter Parkettboden, historische Holzvittrinen und etwa 3.000 Objekte erwarten den Besucher hier oben. Der breite Korridor führt zu mehreren Sälen, die thematisch aufgeteilt sind. Die alten Holzvittrinen zeigen Objekte, die die Schritte der Evolution der letzten 500 Millionen Jahre nachvollziehbar machen.

Unter einer riesigen Seelilienkolonie hindurch, an die der Raum extra angepasst wurde, gelangt man in den Württemberg Saal. In diesem Saal werden Höhlenbären von der Schwäbischen Alb ausgestellt. Den Weg zurück, am Eingang vom Treppenhaus und Plateosaurier Saal vorbei, kommt man in den Meeresreptilien Saal. „Die meisten ausgestellten Objekte sind echt und keine Abgüsse“, sagt Herr Havelik, der wissenschaftliche Mitarbeiter des Museums. Das Besondere an diesem Saal ist der schildkrötenähnliche Einzahnsaurier,



| Foto: Paläontologisches Institut

von dem alle acht Exemplare in Lustnau gefunden wurden. Daneben hängen Skelette größerer Fische und Meeresreptilien. Der Flur an den Mitarbeiterbüros vorbei führt in den Therapsiden Saal. Therapsiden sind Zeugnisse der evolutiven Vergangenheit von uns Säugetieren – Verwandte sozusagen. Die Tübinger Therapsiden-Sammlung ist eine der größten und wichtigsten weltweit. Gegenüber des Treppenhauses ist der Plateosaurier Saal, der letzte Ort der Führung. Hier kann sich noch jeder Besucher von den Studenten und Mitarbeitern mit den weißen Kitteln verabschieden.

Montag bis Freitag

09:00 – 17:00 Uhr
(außer an Feiertagen)
Gruppen nach telefonischer Vereinbarung
07071 29 77 378
palmus@ifg.uni-tuebingen.de

Impressum

kupferblau 29, Juli 2013

Das Tübinger Unimagazin **kupferblau** erscheint kostenlos einmal pro Semester.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Zeichnungen wird keine Haftung übernommen. Beiträge können von der Redaktion geändert oder gekürzt werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der gesamten Redaktion wieder. Vervielfältigung, Speicherung und Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:

kupferblau, Wilhelmstraße 30, 72074 Tübingen

www.kupferblau.de und

E-Mail: redaktion@kupferblau.de

Tel.: 0175 5810416

Druck: Druckpunkt Tübingen GbR

Auflage: 3 000 Stück

Chefredaktion (V.i.S.d.P.): Anna Nisch, Pia Rox, Hannah Steinhoff

Redaktion: Lisa Anders, Frederik Bühler, Kera Cook, Christopher Glück, Nelly Hensel, Charlotte Hütten, Lea Knopf, Ann-Kathrin Knupfer, Hannah Kommol, Isabel Kommol, Anke Kumbier, Alexander Link, Anna Oswald, Ewa Paprotny, Ines Pfister, Aygul Rakhimkulova, Stephanie Rumesz, Marina Schulz, Patrick Sorg, Lisa Wazulin, Veronika Wulf, Isabell Wutz

Layout: Frederik Bühler, Christopher Glück, Charlotte Hütten, Pia Rox, Patrick Sorg, Hannah Steinhoff

Foto Titelseite: Veronika Wulf

Layout Titelseite: Hannah Steinhoff

Wir bedanken uns bei Maria Rox, unserem Model für das Titelbild!

Angebote: nur gültig bei Vorlage eines gültigen Studentenausweises

Frisurenstudio
Marc Böckle
Am Sternplatz
Eberhardstraße 25
72072 Tübingen

www.frisurenstudio-boeckle.de

Di	08:00 - 18:30 Uhr
Mi	08:00 - 18:30 Uhr
Do	08:00 - 18:30 Uhr
Fr	08:00 - 18:30 Uhr
Sa	09:00 - 14:00 Uhr

Termine nach Vereinbarung
Männer auch ohne Termin möglich

☎ (0 70 71) 3 56 48

Hast Du Lust auf...

... Layout

... Interviews

... Lektorat

... Recherche

... Akquise

... Journalismus ?

Dann bist Du bei uns genau richtig. Wir sind **Kupferblau** – eine Gruppe von Studentinnen und Studenten die jedes Semester eine Zeitschrift rausbringen. Wir schreiben selber, layouten selber und organisieren uns selber.

Eine Zeitschrift herauszubringen, macht sehr viel Spaß – ist aber auch eine Menge Arbeit! Bei uns gibt es viele Möglichkeiten, sich einzubringen und wir suchen immer motivierte Leute! Dabei ist es egal, ob Du schon Erfahrungen im Journalismus gesammelt hast oder nicht.

Komm einfach vorbei und lerne uns kennen!

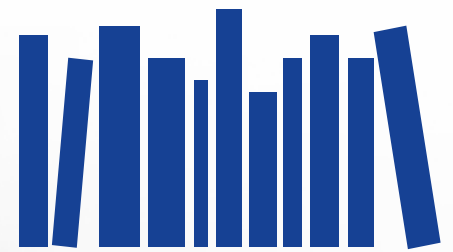
Wir treffen uns jeden Dienstag im Semester
um 20 Uhr c.t. im AStA-Büro im Clubhaus

Noch Fragen?

Schreibe uns eine Mail an redaktion@kupferblau.de
oder besuch uns im Internet auf www.kupferblau.de
oder auf unserer Facebookseite!



Die Kupferblau-Redaktion im Sommersemester 2013



Buchhandlung
GASTL

THEOLOGIE

JUDAICA

PHILOSOPHIE

ALTPHILOLOGIE

NEUPHILOLOGIE

SOZIOLOGIE

PSYCHOLOGIE

PÄDAGOGIK

BELLETRISTIK

TASCHENBÜCHER

GESCHICHTE

KUNST

KINDERBÜCHER

JUGENDBÜCHER

HÖRBÜCHER

Am Lustnauer Tor 7
72074 Tübingen, Telefon 5677-0
www.gastl-buch.de